



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 15 July 23, 1953**

Köln: Bund-Verlag, July 23, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS

JÖRG WEHMEIER:

## Begegnung mit einem Toten

Stabsgefreiter Wegener trifft nach zehn Jahren seinen Feldwebel wieder — Er ist blind

Es regnete in sanften dünnen Strahlen, als Josef Wegener das Kino verließ. Er war erleichtert, daß dieser zähe Film zu Ende gegangen war, dieser lächerliche Streifen mit seiner dickflüssigen Handlung. Einen Augenblick blieb er vor dem Schaukasten stehen, hinter dessen beschlagenen Scheiben sich die lächelnden Gesichter der Filmstars verbargen. Da, wo die Prothese den Stumpf seines Oberschenkels umschloß, spürte er heftige Schmerzen, wie immer, wenn das Wetter so plötzlich umschlug. Zögernd schlug er den Kragen seines Mantels hoch und ging, das rechte Bein kaum merkbar nachschleppend, auf den Ausgang zu. Einige Minuten stand er im unablässig niederfallenden Regen, als er einen Blick auf seinem Rücken spürte. Er drehte sich um und sah zurück in die Passage, aus der er gerade herausgekommen war. An eine Säule des Vordaches gelehnt, stand ein Bettler. Ein grauer, abgerissener Mensch, der sich schuttsuchend an die Mauer gepreßt hatte. Auf die rechte Schulter seiner Jacke fielen Tropfen, die sich in der Rinne des Vordaches gesammelt hatten. Wegener hörte das weiche Klatschen, das jedesmal ertönte, wenn ein Tropfen auf den nassen dunkeln Fleck auf der Schulter fiel. Vorne vor der Brust trug der Bettler einen Pappkarton. Wegener ging auf ihn zu, und noch ehe er die Schrift auf dem Karton lesen konnte, sagte der Bettler: „Ich bin kriegsblind!“ Seine Stimme war hart. Wegener suchte in seiner Tasche nach kleinem Geld. Der Mann an der Mauer hielt ihm eine abgeschabte Feldmütze entgegen. Vom linken Ohr des Mannes bis dahin, wo die dunkle Schutzbrille begann, lief eine breite Narbe. Mit einem Male wußte Wegener, daß er dieses Gesicht schon irgendwo gesehen hatte. Er steckte das Geld, das er aus der Tasche genommen hatte, wieder ein und fragte: „Haben Sie schon gegessen heute abend?“ „Nein“, antwortete der Bettler mit seiner harten Stimme. „Wollen Sie jetzt hier Schluß machen und mit mir gehen?“ fragte Wegener weiter. Der Blinde wandte ihm sein zerstörtes Gesicht zu, dieses Gesicht, das durch die breite Narbe und die dunkeln Augenkläser unkenntlich gemacht wurde; er nickte bejahend und griff hinter seinen Rücken, wo er einen Stock hervorholte. „Kommen Sie“, sagte Wegener, „sehen wir zu, daß wir irgendwo unterschlüpfen können.“ Der Blinde tastete sich an den Rand des Bordsteins

vor, ließ den Stock an ihm entlanggleiten und wartete, bis Wegener neben ihm war. Dann gingen sie die Straße hinunter. Wegener hörte an seiner Seite die tapsenden Schritte des Blinden und das Schleifen des Stockes an der Bordsteinkante. Er grübelte und wußte nicht, woran er dachte, bis ihm einfiel, daß er danach suchte, das in der Dunkelheit neben ihm her schwankende Gesicht mit irgend etwas in Verbindung zu bringen, das er kannte. Er suchte nach den vielen Gesichtern, die die Vergangenheit an ihm hatte vorbeiziehen lassen, aber dieses eine, das er zu finden wünschte, fand er nicht. Diese Nase, schmalrückig, zu den Nasenlöchern hin in eine unerwartete Rundung auslaufend, dieser Mund, von zwei tiefen bräunlichen Falten eingegrenzt, blaß, als zöge Fischblut durch ihn hin, so hatte Wegener sie schon gesehen, irgendwo, weit von hier, und jedesmal, wenn er einen Blick auf das Profil des Mannes neben sich warf, setzte sein Herz einige Schläge aus. „Wohin gehen wir?“ fragte er. Der Blinde hob den Stock und wies geradeaus. Am Ende der Straße, zwischen Trümmern, war ein schmales Haus stehengeblieben, aus seinen Fenstern drang Licht. „Es sind vielleicht noch hundert Schritte“, sagte der Blinde, „ich kenne den Weg genau, seit Jahren gehe ich ihn jeden Abend. Woanders bekommt man um diese Zeit nichts mehr zu essen. Wie es da aussieht, weiß ich nicht“, fügte er hinzu. „Meine Augen waren schon weg, als ich zum erstenmal hinging. Aber es riecht da gut, das Essen meine ich. Wenn Sie finden, daß es schlimm aussieht, dann müssen wir weitergehen.“ — „Nein, nein“, sagte Wegener, „mir ist es egal, ich will nur trocken sitzen, sonst nichts.“ Der Blinde sah ihn von der Seite an, als wollte er mit seinen toten Augen prüfen, ob sein Begleiter die Wahrheit sagte.

„Dimitrowska“, flüsterte Wegener

Ein feuchtheißer Schwall empfing die beiden, als sie das Lokal betraten. An der Theke standen mehrere Männer, die die Eintretenden gelangweilt musterten. Die dicke Wirtin, die auf einem hohen Stuhl hinter dem Bierhahn hockte und Gläser aus einem Wasserbecken fischte, warf dem Blinden einen freundlichen

Fortsetzung Seite 4



In Dimitrowska jagte ein Feldwebel dreißig Männer in den Feuerhagel der russischen Maschinengewehre. Fünf Minuten vor dem Angriff zwang er sie, die Gasmasken aufzustülpen. Wie eine Herde halbblinder Tiere fielen sie den feindlichen Kugeln zum Opfer. (Zu dem Bericht links: „Begegnung mit einem Toten“)



Es wird jetzt wieder Propaganda gemacht für die kommunistischen Weltjugendfestspiele

## Unsere Jugend ist nicht so dumm

Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler, das sind schon berechnete Worte. Sie spielen in der Praxis der Gerichte eine entscheidende Rolle. Die obigen Worte müssen wir abwandeln auf die Personen, die unter der Maske des Unpolitischen ihren Namen hergeben, junge Menschen aufzufordern, an getarnten kommunistischen Veranstaltungen teilzunehmen. Da geben sich einige wenige, deren Namen etwas Klang hat, her und lassen sich vor den kommunistischen Propagandawagen spannen. Warum sie es tun — wer kann es genau sagen —, aus Eitelkeit, Geltungsbedürfnis oder für Geld? Dummheit dürfte es nicht sein. Denn für so dumm kann man in

dieser Welt niemand mehr halten, um nicht zu wissen, daß die Weltjugendfestspiele eine rein kommunistische Angelegenheit sind. Die Jugend weiß das zum überwiegenden Teil. Die Auf- rufunterzeichner, deren neuestes Paradeferd Hugo Eckener ist, wollen davon nichts wissen. Nur wir sind der Meinung, daß sie es wissen und bewußt falsches Zeugnis ablegen und sich zu Helfern des Kommunismus machen. Jenes Kommunismus, der nach dem 17. Juni in der Ostzone das entsetzliche Blutbad unter freiheitwillenden Menschen anrichtete. Unter den Opfern waren Hunderte junger Menschen. Für die Veranstaltung dieser Henker werben Hugo Eckener,

### Das Rezept des Erfolgreichen

Der bekannte Bankier Dr. h. c. Pferdenges sagte in einem Interview über sich selbst:

„Ich will Ihnen sagen, wie ich gelebt habe, vielleicht kann man das als Rezept meines wirtschaftlichen Erfolges ansprechen: Ich bin stets früh zwischen sechs und sieben Uhr aufgestanden und habe stets sehr, sehr sparsam gegessen. Gearbeitet habe ich von neun Uhr an bis spät-abends ununterbrochen. Ich bin nie Unannehmlichkeiten aus dem Weg gegangen und habe niemals etwas länger als zwei Minuten übergenommen. Ich war bis heute dreimal im Kino. Dort wird man zum Publikum, und Publikum ist gleichzusetzen mit Unfähigkeit zur schöpferischen Aktivität.“ So weit der Bankier Pferdenges.

Mein unbekannter Vater, Anton Kowalski, Hüttenarbeiter, sagte mir: „Ich bin stets früh zwischen vier und fünf aufgestanden und habe sehr, sehr sparsam gegessen. Gearbeitet habe ich von sechs Uhr bis abends spät ununterbrochen. Ich konnte nie Unannehmlichkeiten aus dem Weg geben und konnte nie übernehmen, sonst hätte mich der Chef an die Luft gesetzt. Ich war nie im Kino. Dazu hatte ich weder Zeit noch Geld.“ Er starb sehr arm im Jahre 1929. So weit mein Vater.

Hans Wirtz, Professor H. Hennig, Carlo Mense und andere. Sie versuchen, Jugendliche aus der Bundesrepublik mit schönen Worten, sportlichen Veranstaltungen und kindlichen Spielen für ihre Auftraggeber einzufangen. Hehler und Stehler sind gleich. Auf der gleichen Ebene stehen Werber und Veranstalter der Weltjugendfestspiele. Die Jugend der Bundesrepublik hat

schon des öfteren den kommunistischen Tarnveranstaltungen eine Absage erteilt. Diesmal, nach den Tagen des 17. Juni, wird die Antwort an Eckener und Konsorten sowie an deren Auftraggeber noch eindeutiger sein. Kein jugendlicher Mensch kann es mit seinem Gewissen und seinem Anstand vereinbaren, an den kommunistischen Weltjugendfestspielen teilzunehmen.



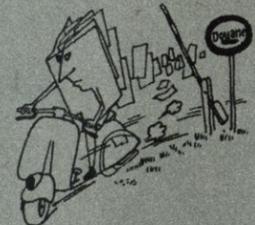
### Festigung

Schweinewärter in Hannover und Oldenburg sollen (laut Niedersächsischem Ministerialblatt) eine Ausbildung von drei Jahren bei Volksschulbildung oder zwei Jahren bei Mittelschulreife durchmachen. Begründung: Zur sittlichen Festigung.

### Letzte Nachricht

Der Erzbischof von Nizza (Südfrankreich) ist als großer Fußballfreund bekannt. Die Kirchenbesucher staunten aber doch, als er am letzten Sonntag zwischen Predigt und anschließendem Gebet von der Kanzel verkündete: „Liebe Schwestern und Brüder, ich habe das Vergnügen, bekanntzugeben, daß der Fußballklub Nizza gegen Avignon bei Halbzeit 2:0 führt.“

### Ein Koffer Gepäck — ein Koffer Papiere



180 Ausweispapiere verschiedenster Art braucht der junge Holländer Wim Dussel für seine Weltreise, berichtet die christliche Gewerkschaftszeitung „La Cite“ am Sonntag. Dussel will mit einem Motorroller Westeuropa, den Nahen und den Fernen Osten sowie die USA besuchen.

### Junge muß Wald wieder anpflanzen

Einen ganz kleinen Wald muß ein 16jähriger Junge aus Pflungstadt in seinen Lehrlingsferien eigenhändig anpflanzen zur Strafe für einen von ihm entfachten Waldbrand. Zusammen mit einigen Kameraden hatte der Junge im Wald ein Feuerchen gemacht, durch das 1400 Quadratmeter achtjähriger Kiefernbestand vernichtet wurden. Der Darmstädter Jugendrichter Holzschuh legte ihm als Strafe auf, in seinen Ferien ebenso viele Bäume zu pflanzen, wie durch den Brand vernichtet wurden.

### Gehaltszulage

Drei Angestellte des New Yorker Museums veranstalteten eine Demonstration besonderer Art: Einer, in mittelalterlicher Rüstung, marschierte vor dem Museum auf und ab und hielt ein Schild in der Hand: „Unsere Gehälter sind mittelalterlich!“ Ein zweiter, in eine Toga gehüllt, ließ sein Schild verkünden: „Von meinem Gehalt kann ich mir keine Hosen leisten.“ Und am Schluß promenierte, in ein Bärenfell gehüllt, ein vorgeschichtlicher Höhlenmensch mit dem Plakat: „Seinerzeit kam ich mit 42 Dollar in der Woche gut aus... im Jahre 2 Millionen vor Chr. nämlich.“ Den Museumsdirektoren blieb beim Anblick der Demonstrationen zunächst der Mund offen stehen. Dann brachen sie in homerisches Gelächter aus und schlugen, als sie wieder Luft hatten, sofort eine Wiederaufnahme der Lohnverhandlungen vor.

### Lieber Feuerfresser als Minister

Fürst Kari-Kari von Ashanti (Goldküste) will lieber bis Ende des Sommers in einem Zirkus Feuerfresser bleiben als in seiner Heimat einen wichtigen Ministerposten übernehmen. Sein Onkel, König Premph II., hatte eigens eine Botschaft nach Wien bringen lassen, um den Prinzen zur Rückkehr an die Goldküste zu bewegen. Fürst Kari-Kari hatte in London sein Studium abgebrochen, um in Zirkusunternehmen als Feuerfresser, Schlangenbeschwörer und Glasscherbentänzer aufzutreten.

### Legitimer Kaiser

Ein Polizeibeamter entdeckte einen ärmlich gekleideten Mann, der sein Nachtlager auf einer Bank der Marburger Parkanlagen aufgeschlagen hatte. Auf die Frage nach seinen Personalien erklärte der Alte: „Ich bin Kaiser Wilhelm.“ Der Polizeibeamte mußte ihm recht geben, denn im Ausweis stand unter der Rubrik Name: Kaiser, Wilhelm.

## AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 8. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppie. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

# Was passierte am 20. Juli 1944?

Gewerkschafter, Unternehmer, Gelehrte, Militärs, Arbeiter, Bauern und Geistliche starben für eine gemeinsame Sache. Sie wollten nichts für sich. Sie opferten ihr Leben für uns. Wir dürfen den 20. Juli nie vergessen. Er muß ein Ebertag bleiben

„Für eine so gute und gerechte Sache ist der Einsatz des eigenen Lebens der angemessene Preis. Wir haben getan, was in unserer Macht gestanden hat. Es ist nicht unser Verschulden, daß alles so und nicht anders ausgegangen ist.“

Der, der dieses als letzten Gruß an seine Freunde schrieb, wurde im Januar 1945 hingerichtet. Es war Julius Leber, einer der Männer, die am 20. Juli 1944 die Hitlerdiktatur beseitigen wollten. Der Versuch gelang nicht. Tausende ehrenhafter Männer aus allen Schichten des Volkes, Gewerkschafter, Unternehmer, Gelehrte, Militärs, Arbeiter, Bauern, Geistliche, die sich einig im Sturz des Tyrannen waren, wurden von den Henkern Hitlers erbarmungslos hingerichtet.

Wäre es den Männern des 20. Juli gelungen, der Diktatur ein Ende zu machen, Millionen Soldaten, Zivilisten, Frauen, Kinder wären am Leben geblieben. Der Vernichtung unserer Städte wäre Einhalt geboten worden. Der Marsch in die Tiefe des Abgrunds bis zum 8. Mai 1945 hätte nicht gegangen werden müssen.

Der 20. Juli 1944 muß als ein heller Tag in der deutschen Geschichte bezeichnet werden, obwohl Deutschland Tausende seiner besten Männer in den Tagen und Monaten danach durch Hitlers Justizmaschinerie verlor. Aber aus den Tagen der Trauer und des Schmerzes leuchtet der 20. Juli im Buch der Geschichte als helles Blatt heraus, weil ein Haufen tapferer Männer des Widerstandes sichtbar die Fackel des Widerstandes gegen die Nazis erhob. Mit ihrer Tat legten sie Zeugnis ab vor der Welt, daß noch ein anderes Deutschland am Leben geblieben war: ein anständiges Deutschland.

Eines verband die Männer des Widerstandes. Sie wollten nichts für sich. Ihr Tun war von lauterer Motiven getragen. Was sie wollten, sollte dem ganzen Volk dienen. Sie selbst hatten sich in der jahrelangen unterirdischen Arbeit zur Haltung äußerster Toleranz durchgerungen, zu der Toleranz, an der es uns oft im Nachkriegsdeutschland mangelt.

Auch die moderne deutsche Gewerkschaftsbewegung ist in der Zeit des Widerstandes besprochen, geplant worden. Sie steht heute so, wie man sie sich in der Zeit der Illegalität wünschte.

Der 20. Juli war nicht nur dieser eine Tag. Seinem Geschehen gingen Jahre des Bemühens um eine neue Ordnung voraus. Es wäre gut, sich an die Geschichte dieser Zeit nicht nur gerade am 20. Juli zu erinnern. Genau so wie wir an den Aufstand des 17. Juni im Osten immer denken müssen.

Der 20. Juli 1944 und der 17. Juni 1953 waren Tage der Rebellion gegen Unfreiheit, Gewalt, Unterdrückung, Konzentrationslager, Zwang und Tod. Die Tyrannei schlug die Empörer zusammen und forderte ihr Blut.

Um der Opfer willen, der Tat wegen müssen wir immer die Tage in Erinnerung behalten, an denen irgendwie und irgendwann Menschen aufstanden und für die Freiheit kämpften.

## Den Staat wollen wir nicht!

Feinde der Demokratie werden in Göttingen geschützt

Die Stadt Göttingen besteht 1000 Jahre. Das ist eine schöne Sache. Weniger schön ist die Tatsache, daß am Mittwoch, dem 8. Juli 1953, Unbelehrbare versuchten, das tausendjährige Jubiläum im „tausendjährigen“ Stil zu feiern. Etwa 500 korporative Studenten zogen mit Farben und Wicks nach den Klängen preußischer Militärmärsche durch die engen Straßen der alten Universitätsstadt. Zwar hatten Vertreter der Korporationen noch am Montag dem Rektor der Universität versprochen, daß sie nicht die Absicht hätten, eine Demonstration zu veranstalten, aber ein Wortbruch hat alten Marschierern noch nie Kopfschmerzen bereitet.

Nun könnte man der Meinung sein, auch die Studenten hätten das Recht, verrückt zu spielen, und die wiederbelebten Korpsstudenten wären nicht die einzigen Geisteskranken dieser Zeit. Aber da sind am Rande dieses Fackelzuges Dinge passiert, die zu denken geben:

Das Ordnungsamt der Stadt Göttingen verbot eine Gegendemonstration der freien Studenten, die gegen die Unverschämtheit der Korporationen protestieren

wollten, die Polizei gab den Fackelträgern teutscher Burschenherrlichkeit ihren Schutz und schritt sogar mit Gewalt gegen protestierende demokratisch gesinnte Studenten ein.

„Der Staat seid ihr“, damit appelliert man gern an die Verantwortungsfreude junger Menschen. Aber einen Staat, der Reaktionen schützt und gegen seine verantwortungsbewußten Bürger mit Verboten und Gewalt vorgeht, den wollen diese jungen Menschen, den wollen wir nicht. Was in diesem Zusammenhang interessiert, ist aber folgendes: Auch für Korpsstudenten zahlt der Staat — zahlen wir — im Laufe ihres Studiums Tausende von D-Mark... damit jene eines Tages ihren Ständesdünkel an der Bevölkerung auslassen; auch für die gewalttätigen Polizeibeamten zahlt der Staat — zahlen wir — monatlich pünktlich das Gehalt... damit jene den Feinden der Demokratie Schutz gewähren; auch für die Beamten des Ordnungsamtes zahlt der Staat — zahlen wir — Tag für Tag unsere Steuern... damit jene die Feinde des Staates, unsere Feinde, begünstigen.

Hier nutzen keine Proteste und keine feierlichen Erklärungen, hier muß der Staat — müssen wir — jenen die Unterstützung entziehen, für die der Staat noch nie Verantwortung und Verpflichtung bedeutete, oder aber der Staat wird zum Selbstmörder.

Ganz gleich, hinter welchem formalen Recht sich Korporationen, Polizei und Ordnungsamt verstecken — einen solchen Staat wollen wir nicht!

## Wohin, Rheinischer Merkur?

Ein neuer Schutzpatron des Bundes Deutscher Jugend (BDJ) hat sich gefunden

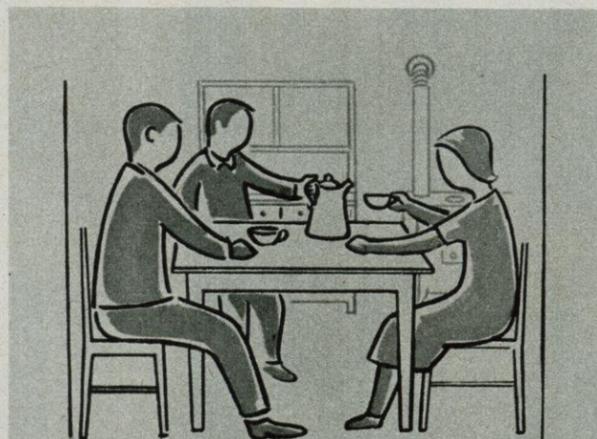
Der „Rheinische Merkur“, jenes Wochenblatt, das als erste deutsche Zeitung für die Remilitarisierung eintrat, hat diesen traurigen Ruhm um ein beträchtliches vergrößern können.

Dieser „Rheinische Merkur“ hat sich zum Schutzpatron des „Bundes Deutscher Jugend“ aufgeschwungen. In zwei Artikeln stellt er sich vor diese neofaschistische Jugendorganisation, deren Gemeingefährlichkeit sowohl von den im Bundesjugendring zusammengeschlossenen Jugendverbänden als auch von den meisten deutschen Ländern erkannt wurde. Erstere lehnten es ab, mit ihm zusammenzuarbeiten, letztere haben zum größten Teil den BDJ nach dessen Partisanenaffäre verboten.

Nur der „Rheinische Merkur“ meint in einem Artikel, es sei alles halb so schlimm und die Gefahr BDJ eine Erfindung der bösen Sozialisten. Statt dessen muß jetzt die hessische Landesregierung schwere

Vorwürfe einstecken, weil ihr beim Verbot des BDJ irgendwelche Fehler in der Verfahrensweise unterlaufen sein sollen. Wir wissen nicht, wie weit das stimmt. Es ist aber möglich. Denn Fehler sind menschlich und werden täglich und stündlich von jeder Regierung, jeder Verwaltung und jeder Partei gemacht. Man sollte auch nicht mit einem Schulterzucken darüber hinweggehen, und vornehmlich ist es Aufgabe der Presse, auf solche Mißstände hinzuweisen und sie zu rügen. Aber es ist doch verwunderlich, daß die verbrecherischen Machenschaften des BDJ bei den Herren Redakteuren des „Rheinischen Merkurs“ ungeschoren davonkommen, während dem Fehler irgendeines Beamten der hessischen Landesregierung — sofern die Sache wahr ist — in der Nr. 28/1953 genau 182 Zeilen gewidmet werden.

Da kann man nur fragen: Wohin, „Rheinischer Merkur“, Arm in Arm mit den Faschisten? hst.



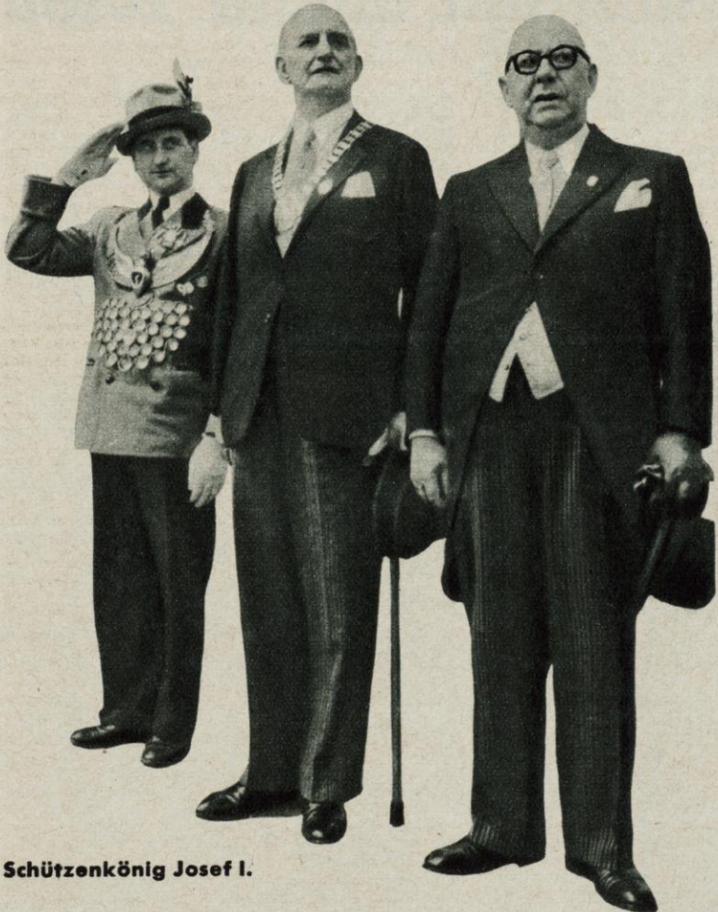
Die kalte Pracht der „guten Stube“ ist unzeitgemäß



Die kalte Pracht der „guten Stube“ ist unzeitgemäß, verkündet ein Plakat auf der Recklinghausener Ausstellung „Wir bauen für Dich“. Damit wird sich jeder moderne Mensch einverstanden erklären. Welch ein Treppenwitz aber, wenn etwa zehn Schritte weiter in derselben Ausstellung jene „kalte Pracht“, die auf dem Plakat (links) verdonnert wird, zu sehen ist und angepriesen wird. Auf dem polierten Schreibtisch (Preis DM 510.—) reckt sich ein Bronzemann vor dem geschmiedeten Fuß einer Tischlampe. Davor in einem Väschen eine einsame Orchidee. Und das alles für den Arbeiter: Schreibtisch, Bronzemann und Orchidee! Fotos: Held



**Deftige Männer, phantastisch dekoriert**, huldigten am 5. Juli in Köln dem frischgebackenen Bundesschützenkönig, der sich gerade seine Würde erschossen hatte. Josef Junglas heißt der tüchtige König, der (auf dem Foto unten links) zusammen mit Hochmeister Fürst Salm (Mitte) und Regierungspräsident Warsch (rechts) die Parade der marschierenden Schützen abnimmt.



Schützenkönig Josef I.



## Ischias den Hirsch

im wilden Forst... Schützen schossen aber in Köln den Vogel ab...



„Wir haben einen Vogel, und der muß runter von der Stange“, schreibt die katholische Wochenzeitung „Michael“ zum Bundesschützenfest. Josef Junglas hat ihn runtergeholt, und Kölns Oberbürgermeister Dr. Schöningh hält auf unserem Foto den Vogel hoch, der sinnvoll an die Schützenkette geschmiedet ist. Schützenkönig Junglas trägt ihn (links) mit Stolz auf der (allerdings nicht geschwellten) Brust. (4 Fotos Dick)

„Sie pflegen Zucht und Ordnung, und wir brauchen Zucht und Ordnung mehr denn je...“ sagte Bundeskanzler Dr. Adenauer über die Schützen. Er meint damit hoffentlich nicht die „Zucht und Ordnung“ des Paradezugs (Bild ganz oben) oder die verkrampfte halb-militärische Uniformierung (rechts)? Aber wenn er das nicht meint, was meint er denn mit „Zucht und Ordnung“? Was haben die Schützenvereine sonst noch groß zu bieten?

## Der kleine Dieb

Meine Teilnahme für den kleinen Dieb kostete mich die Freundschaft des stolzen Enzo, der einer sizilianischen Adelsfamilie entstammte und seine Ferien mit einer Erzieherin in dem Badeort am Meer verbrachte. Wenn die größte Hitze des Tages vorüber war, kam er mit dem Fräulein zum Strand. Ihr graues Haar war im Nacken zu einem Knoten geflochten. Das schwarze Badekostüm verdeckte ihre Schultern und wurde unterhalb der Knie durch eine Krause gerafft. In der einen Hand den Sonnenschirm, in der anderen die Angel des Knaben, saß sie unwillig im Sand, und die Wellen benetzten kaum ihre Füße, während Enzo im Wasser seine Kapriolen schlug und Steine vom Meeresgrund heraufholte. Mit rostiger Stimme rief sie dem Schwimmenden Ermahnungen zu: „Vincenzo, es ist schädlich, so lange im Wasser zu bleiben!“

„Vincenzo, tauche nicht so tief!“

„Vincenzo, die Dorfburschen sind kein Umgang für dich!“

Vincenzo hin und Vincenzo her!

An einem Nachmittag trat ein unerwartetes Ereignis ein, das einige Abwechslung in die eintönigen Badenachmittage brachte. Die Angelschnur straffte sich, und das magere Fräulein rief laut um Hilfe. Enzo tanzte vor Freude, als er den dicken Polypen an Land gezogen hatte.

„Entferne sofort das scheußliche Tier! Wirf es weg, Vincenzo! Presto! Presto!“

„Ich werde ihn braten und essen.“

„Wenn du nicht gehorcht, fahren wir morgen zu deinem Vater zurück.“

Ein billiger Triumph spielt um den vertrockneten Mund. Enzo war wie erstarrt. Schwer-

fällig löste er die fleischige Masse von der Angel und sagte, ohne aufzublicken, zu mir:

„Prego, Signore. Ich darf ihn nicht essen. Rösten Sie ihn. Er schmeckt gut.“

So begann unsere Freundschaft, und für Enzo war es der eigentliche Anfang seiner Ferien. An jenem Nachmittag hatte ich dem Fräulein ein paar Artigkeiten über ihre Deutschkenntnisse gesagt. Seitdem kam sie nur noch selten ans Meer und überließ den Knaben meiner Obhut.

Enzo nutzte seine neue Freiheit aus und trieb mit der Dorfjugend deren wilde Spiele. Bevor er zur Abendmahlzeit heimkehren mußte, entfernten wir im Zelt alle Spuren des ausgelassenen Treibens von den Kleidern. Immer brachte er mir etwas von seinen Streifzügen mit, geplündertes Obst aus den Gärten, einen bunten Stein oder eine Muschel. Auch wachte er eifersüchtig darüber, daß niemand meinem Zelt zu nahe kam und daß mein Vertrauen nur ihm galt. Einmal ertappte ich ihn dabei, wie er einen Dorfjungen, der mir Tomaten bringen wollte, mit Schimpfworten und wohlgezielten Steinwürfen davonjagte. Am selben Abend brachte er mir selbst einen Korb voll von Tomaten.

Ich hatte den Knirps noch gar nicht bemerkt, der nur mit einem Hemdfetzen bekleidet hinter den Kakteen hervorlugte, als Enzo laut rief:

„Questo ragazzo è un ladro! Der Bursche ist ein Dieb. Du darfst ihn nicht in die Nähe des Zeltes kommen lassen!“

Der Kleine wandte sein Gesicht von uns ab, ließ die Hände, an denen er eben noch eifrig gekaut hatte, sinken und blieb wie angewurzelt stehen.

„Bist du ein kleiner Dieb?“

Er rührte sich nicht. Nach einer langen Pause ging ich zu ihm. Er blickte an mir vorbei. Kindliche Neugier hatte ihn zum Zelt geführt, und nun war für ihn eine Welt eingestürzt. Tränenbäche hatten helle Streifen auf das schmutzige Gesicht gezeichnet.

Ich nahm ihn auf den Arm.

„Nicht wahr, du bist gar kein Dieb!“

Mit tränenerstickter Stimme stotterte er:

„Non sono ladro. Ich bin kein Dieb. Nur manchmal habe ich Hunger.“

„Hunger hast du? Willst du mit mir im Zelt essen?“

Zum ersten Male sah er mich an, und in seinen braunen Pralinenaugen siegte das kindliche Glück über die Trauer. Wie ich ihn niedersetzte und ihm meine Mundharmonika reichte, lachte er wieder.

Im Sand vor dem Zeltingang stak das Hirschhornmesser, das ich Enzo geschenkt hatte.

Er war gegangen.

Helmut Dohle

**W**ir haben in jedem Sommer viele ausländische Gäste in unserer Stadt, sagte Britta, unsere junge schwedische Freundin, „aber eine solche Mischung an Nationen, Farben, Rassen wie in diesen ersten beiden Juliwochen war hier in Stockholm noch nie auf einmal beisammen.“

Britta hatte recht. In der schwedischen Hauptstadt trafen sich Menschen aus fünfundsünfzig verschiedenen Ländern der Erde, die im Auftrag von 54 Millionen Arbeitern, Angestellten und Beamten zum dritten Kongreß des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften delegiert waren.

Es war kein Kongreß des äußeren Glanzes, sondern eine Konferenz konzentrierter Arbeit, bei der brennende und wichtige Probleme die Zeit und Aufmerksamkeit voll in Anspruch nahmen. Das nachhaltigste Erlebnis dieses Kongresses war wohl, als die Delegierten in voller Einmütigkeit ihre Bewunderung für die Kollegen in Ostdeutschland und die aufrichtige Bereitschaft zum Ausdruck brachten, in Solidarität mit ihnen zusammenzustehen. Es heißt in dem Dokument des Kongresses u. a.:

„Der Kongreß erklärt, daß der 17. Juni 1953 der Tag des spontanen Aufstandes der deutschen Arbeiter in der Sowjetzone gegen die Tyrannei stets ein leuchtendes Symbol für die Entschlossenheit der Arbeiterschaft in aller Welt sein wird, sich niemals der Tyrannei zu beugen.“

Der Kongreß stellt fest, daß die Arbeiter auf neue Beweise haben, daß sie die Vorhut der für Freiheit und Demokratie kämpfenden Kräfte sind.

Der Kongreß verneigt sich vor dem Mut und dem Heldentum dieser Arbeiter.

Der Kongreß gelobt im Namen von 54 Millionen Arbeitern in aller Welt uneingeschränkte und dauernde Solidarität mit den tapferen Arbeitern Ostberlins und der Sowjetzone.“

Im Zusammenhang mit den Ereignissen in der Ostzone Deutschlands behandelte der Kongreß die Fragen der Unterdrückungen in den Ländern, in denen Diktatur herrscht.

Dazu wurde u. a. folgendes gesagt:

Der Kongreß gibt erneut seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Erreichung wirtschaftlichen Wohlstandes und sozialer Gerechtigkeit für alle Menschen eine der Voraussetzungen für den Frieden ist. Der Kongreß legt Nachdruck auf das Recht der demokratischen Nationen, ihre militärische Verteidigung gegen Aggressionen oder Aggressionsgefahren auszubauen.

Der Kongreß stellt fest, daß Selbstbestimmung, nationale Unabhängigkeit und echte politische, wirtschaftliche und soziale Demokratie die sichersten und beständigsten Grundlagen für den Frieden sind.

Der Kongreß verneigt sich vor den Opfern diktatorischer Tyrannei, die ihr Leben für die Sache der Freiheit lassen mußten. Er bekundet seinen tiefen Abscheu gegen unmenschliche Unterdrückung, über die

willkürlichen Erschießungen in Ostberlin und der Sowjetzone, über den von der Franco-Polizei an Tomas Centeno verübten Mord und die Verhaftung von Freiheitskämpfern in Spanien, Venezuela, Argentinien und Peru.

Im „Aufwärts“ wurde schon mehrmals das Vierpunktoprogramm in Bild und Schrift behandelt. Das ist jenes amerikanische Programm, das sich mit der Hilfe für die Länder befaßt, die wirtschaftlich noch nicht erschlossen sind, mit den sogenannten „unterentwickelten Ländern“. Welche Bedeutung der dritte IBFG-Kongreß diesem Problem schenkt, drückt sich in den folgenden Sätzen einer Entschliebung zu diesem Thema aus:

Der vom 4. bis 11. Juli 1953 in Stockholm tagende dritte Weltkongreß des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften ist sich der ständigen Armut der breiten Volksmassen in den wirtschaftlich unterentwickelten Ländern und des durch Unterbeschäftigung und Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Elends bewußt. Der Kongreß stellt mit Sorge fest, daß die Nahrungsmittelversorgung in vielen Ländern so unzureichend ist, daß nicht einmal der Vorkriegsstandard des Verbrauchs erreicht wird und daß die Lücke zwischen dem Lebensstandard in den wirtschaftlich unterentwickelten Gebieten und in den industriell höherentwickelten Ländern sich immer mehr erweitert.

Er bedauert, daß das den wirtschaftlich unterentwickelten Ländern bisher zur Verfügung gestellte Kapital unzureichend ist, und drängt die demokratische Welt, ihre Bemühungen zur Unterstützung dieser Länder zu koordinieren und wesentlich zu erhöhen.

Der Kongreß beglückwünscht den IBFG zu seinen unablässigen und nachhaltigen Bemühungen, die Errichtung eines solchen Fonds zu fördern. Ohne irgendwie den Beitrag herabzusetzen zu wollen, den außerhalb der Vereinten Nationen einzelne Länder durch Programme für Wirtschaftshilfe zur Verbesserung des trostlosen Lebensstandards in vielen Ländern der Welt geleistet haben, bringt der Kongreß zum Ausdruck, daß diese Programme erweitert werden sollten, und fordert alle angeschlossenen Organisationen der Länder, die hierzu in der Lage sind, auf, ihre Regierungen zu großzügigen Beiträgen für den Sonderfonds zu bewegen.

Auf einem Kongreß, der so weltumfassend war wie der des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften, müssen sich die Probleme der Welt widerspiegeln. Auf dem Kongreß in Stockholm war dies der Fall. Mit sehr viel Mut wurden die brennendsten Fragen angepackt und mit kämpferischer Entschlossenheit Stellung genommen. Die Auswirkungen dieses Kongresses werden auf lange Zeit die arbeitenden Menschen in aller Welt beschäftigen.

Von Stockholm reiste man ab mit der Gewißheit, daß sich die arbeitenden Menschen der Welt viel nähergekommen sind, daß die Arbeiterschaft der tragende Pfeiler der Freiheit in der Welt ist.

## Einige Bücher für unsere Mädchen

Wir wollen nicht geringschätzig denken von den jungen Kollegen, die gern Bücher lesen, in denen junge Menschen die Helden sind. Ein paar solcher Jugendbücher sind mir in diesen Tagen auf den Tisch gelegt worden. Ich habe sie durchgesehen — ich meine, ich kann sie euch empfehlen. Drei davon sind besonders für Mädchen geeignet (die ja einen großen Teil der „Aufwärts“-Leser ausmachen).

Hier ihre Titel:

**Käthe v. Roeder-Gnadeberg: Andschana.**

Andschana ist ein indisches Mädchen, das mit 12 Jahren nach Europa kommt und in all dem Durcheinander und der Aufregtheit, das unser Leben scheinbar so interessant macht, die stille Dorfheimat vermisst. Nun, sie geht wieder nach Indien zurück und heiratet dort einen Arzt. Sie hat gelernt, worauf es im Leben eigentlich ankommt.

**Lise Gast: Die Haimonskinder.**

Das große Mädchen, das vorzeitig die Mutter ersetzen muß, ist hundertmal in Büchern beschrieben worden. Nach dem Krieg gab es Tausende solcher Mädchen, die sogar den Vater ersetzen mußten, weil die Eltern irgendwo auf der Flucht oder in der Gefangenschaft umkamen. Eines von diesen Mädchen ist Ron, die wie ein Junge das Leben meistert und für ihre kleinen Geschwister sorgt. Aber eines Tages merkt sie, daß ihr diese Jungenrolle gar nicht so gut gefällt und daß sie Sehnsucht nach ein wenig Zärtlichkeit und Freundschaft hat.

**Stina Lindeberg: Frühnebel.**

Das Buch ist viel hübscher, als der etwas süßliche Umschlag vermuten läßt. Dem Mädel, das da mit einem Blumenstrauß kokett vor dem Fenster steht, traut man kaum zu, daß es sich sehr ernsthaft für religiöse und soziale Fragen interessiert. Die Agnes Hultman aber, deren Geschichte das Buch schildert, tut es — und sie ist beileibe kein Mustermädchen. Manchmal muß sie sich gegen ihre Mutter stark machen, um ihren eigenen Weg zu finden. Ihr habt auch oft Meinungsverschiedenheiten daheim. Hoffentlich aus so guten Gründen wie Agnes!

**Rudolf Neujok: Der Herr der Düne.**

Kennt ihr die Geschichte vom Schimmelreiter, der schon als Junge davon träumte, wie man Deiche baute? Nicht nur das Meer gefährdet die Acker, sondern auch die Wanderdünen tun es, die an der Ostsee besonders häufig sind. An der Kurischen Nehrung lebt Martin Börnies, der Hütejunge des Dorfes, und träumt davon, was man wohl tun müsse, um die Dünen zum Stillstand zu bringen. Aus seinen Träumen werden Taten — nicht ohne Widerstand natürlich, aber wer begegnete dem nicht! Ein sauberes Jungenbuch mit vielen humoristischen Zügen. Ich denke, es wird euch viele Freude machen.

Alle Bücher erschienen im Thienemann-Verlag und kosten 6.80 DM je Stück. Piet

## Begegnung mit einem Toten

Fortsetzung von Seite 1

Blick zu. Der Blinde ging mit großer Sicherheit auf einen Tisch in der Ecke zu. Sie setzten sich, und sofort brachte der Kellner die zwei Glas Bier, die die Wirtin hatte volllaufen lassen, als die beiden hereinkamen. Es gab nur noch kalte Kotelette zu essen. Wegener bestellte zwei und sah zu, wie der Kellner zu einem Schrank an der Theke hinüberging und zwei Teller mit Koteletten herausnahm.

„Sie haben Ihre Augen im Krieg verloren?“ fragte der Blinde, der mit großer Geschwindigkeit das Kotelett verspeist hatte, nun den Knochen abnagte und einen Schluck Bier hinterher trank.

„Ja“, sagte der andere, den Knochen noch zwischen den Zähnen, „in Rußland, im südlichen Frontabschnitt. Es war auf dem großen Rückzug 1943. Wir hatten die Dnjeprbrücke bei Dimitrowska gesprengt und bildeten die Nachhut für unser abziehendes Regiment. In der Nacht hatte der Russe den Fluß überschritten, ohne daß wir es wußten. So liefen wir, als man uns zurückschickte, um festzustellen, wie weit die Russen schon vorgerückt waren, mitten in ihre Bereitstellung hinein. Mein ganzer Zug ging dabei drauf, heute noch sehe ich sie umkippen, einer nach dem anderen, bis ich selbst den Schlag vor den Kopf erhielt und nichts mehr wußte.“

„Dimitrowska“, flüsterte Wegener leise, „Dimitrowska!“ Er spürte, wie sein ganzer Körper in gleichmäßigen Stößen zitterte, kalte Wellen liefen seinen Rücken hinauf. „Keiner blieb übrig von all denen, die mit Ihnen gingen? Damals bei Dimitrowska?“

„Ein einziger“, sagte der Blinde, „einer meiner Gruppenführer. Es war ein Stabsgefreiter aus Mitteldeutschland. Ich hörte später, daß er ein Bein verlor.“

„Wie hieß er?“ fragte Wegener leise. Es war ihm unmöglich, den Blinden anzusehen. Er sah auf die Teller mit den Resten der Kotelette, auf denen sich jetzt eine Fliege tummelte. Da war das Gesicht, das er gesucht hatte, aufgetaucht aus dem trüben Tempel alter Erinnerungen, da war das Gesicht, das er gehaßt hatte, seit er es zum erstenmal gesehen hatte. Das glatte, bössartige Gesicht des Feldwebels Leggewien. Das Gesicht, von dem er geglaubt hatte, es nie mehr wiedersehen zu müssen, das er vermodert geglaubt hatte in der russischen Erde. Dem er nun gegenüber saß bei Bier und kaltem Kotelett. „Wegener hieß der Mann“, sagte der Blinde mit seiner harten, geborstenen Stimme, „ich habe viel von ihm gehalten, ein guter Soldat und mir treu ergeben bis in den Tod.“

„So“, sagte Wegener, der sein Bierglas krampfhaft umklammert hielt, um es nicht hineinzuerschütten in dieses elende, erbarmungswürdige Bettlergesicht, das einmal das Gesicht des Mannes gewesen war, dem er jeden möglichen Tod gewünscht hatte. „So“, wiederholte er, „wenn dieser Mann noch lebt und wenn Sie so viel von ihm hielten, warum haben Sie nicht versucht, ihn wiederzutreffen? Es sind zehn Jahre vergangen seit Dimitrowska!“

„Ich weiß es nicht, es ist alles so lange her, und wie sollte man heute, wo Millionen Menschen sich suchen, einen einzelnen finden können.“

„Wie wäre es, Feldwebel Leggewien“, antwortete Wegener und bemühte sich, das Zittern, das ihn durchlief, aus seiner Stimme zu bannen, „wie wäre es, wenn Sie aufhören würden zu lügen! Sie haben einen Grund, Wegener nicht wiederzusehen. Sie wissen genau, warum Sie an Dimitrowska nicht mehr erinnert sein wollen von dem einzigen, der diesen Stoßtrupp außer Ihnen lebend überstand.“

Der Blinde hatte das bißchen Farbe, das noch in seinem grauen Gesicht gewesen war, verloren. Hilflos schwankte sein Gesicht auf den Schultern hin und her. „Wer sind Sie, daß Sie so reden“, stammelte er. „Sie kennen meinen Namen, und Sie wissen von Wegener, der damals sein Bein verlor?“

### Ich habe geschossen

„Wer ich bin?“ sagte Wegener, „das fragen Sie noch, Feldwebel! Sie wissen es wohl! Ich habe nie geglaubt, Ihnen je wieder zu begegnen. Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die sich ein wenig anders anhört als die, die Sie mir eben von Dimitrowska erzählten. Die Geschichte einer Gruppe von dreißig Männern, für deren Tod ein einzelner verantwortlich war. Ein Mann, Feldwebel Leggewien, dessen Sadismus schon in der Zeit, als diese dreißig Männer die Front noch nicht kannten, einmalig war. Dieser Mann war ein Tier, das nichts

anderes konnte, als seine Untergebenen zur Selbstaufgabe zu treiben. Ein Mann, der so weit ging, seine Männer fünf Minuten, bevor sie in den Feuerhagel der russischen Maschinengewehre liefen, zu zwingen, ihre Gasmasken aufzustülpen. Nur, weil sie einige Worte untereinander gewechselt hatten. Eine Herde halblinder Tiere, die mit keuchenden Lungen völlig unvorbereitet den feindlichen Kugeln zum Opfer fiel. Sehen Sie sie noch, Feldwebel Leggewien? Bergmann, den MG-Schützen eins, der noch im letzten Augenblick versuchte, seine Maske abzureißen, ehe er zusammenbrach! Sehen Sie noch, wie Seelberg versuchte zurückzukriechen, krampfhaft bemüht, die blutigen Därme in seinen zerfetzten Bauch zurückzustopfen? Sehen Sie noch all die verkrümmten Gestalten mit den unförmig verkleideten Köpfen, die im sumpfigen Gras lagen? Und Wegener, der in der Astgabel eines Baumes hing und nach seinem zerschossenen Bein schrie. Sie hatten noch genug Zeit, es zu sehen, Sie, der Sie jetzt dasitzen mit toten Augen, in die ein Schuß ging. Sie dürfen dieses Bild nicht vergessen, hören Sie, niemals dürfen Sie es vergessen, Sie müssen es immer sehen, auch wenn Ihre Augen nicht mehr da sind.“

„Wegener“, flüsterte der andere, „Sie sind es, ich habe es geahnt, aber ich wollte es nicht glauben. Sie sind gekommen, um zehn Jahre des Vergessens hinwegzujagen.“

### Sind wir beide quitt?

„Nein“, sagte Wegener, „erst hier im Lokal habe ich Sie erkannt, ich habe nicht damit gerechnet, daß Sie noch leben. Aber Feldwebel Leggewien, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Stabsgefreiter Wegener hat noch eine Meldung zu machen, ehe er geht und Sie allein läßt in der Zwiesprache mit dreißig toten Männern. Ich, von dem Sie behaupteten, daß er Ihnen treu war bis in den Tod, ich, dessen Bein höllisch brennt, wenn er Ihr Gesicht sieht, ich, Feldwebel Leggewien, ich war derjenige, der aus der Astgabel, in der er mit dem zerschmetterten Bein hing, auf den einzigen Kopf, der ohne Maske zwischen den toten Männern lag, schoß. Auf Ihren Kopf, Feldwebel, und ich habe Sie schlecht getroffen!“

Einen Augenblick war es still zwischen den Männern. Die Fliege kroch aufgeregt zwischen den Resten der Mahlzeit umher. Von der Theke drang das Stimmengewirr der betrunkenen Männer herüber. Die Wirtin zog Glas nach Glas aus dem Spülbecken, ließ es volllaufen und schob es ihren Gästen hinüber. Der Kellner stand neben der grünen Portiere, die den Eingang abschirmte, und versuchte, irgendeinen Hautrest von seinem Fingernagel zu entfernen. Dann hob der Blinde den Kopf:

„Sehen Sie mich an, Wegener“, sagte er, „was Sie aus mir gemacht haben, ein Wrack! Sie haben auf einen Kameraden geschossen, der mit Ihnen zusammen im Dreck lag. Der mit Ihnen Tausende von Kilometern zusammen marschiert ist.“

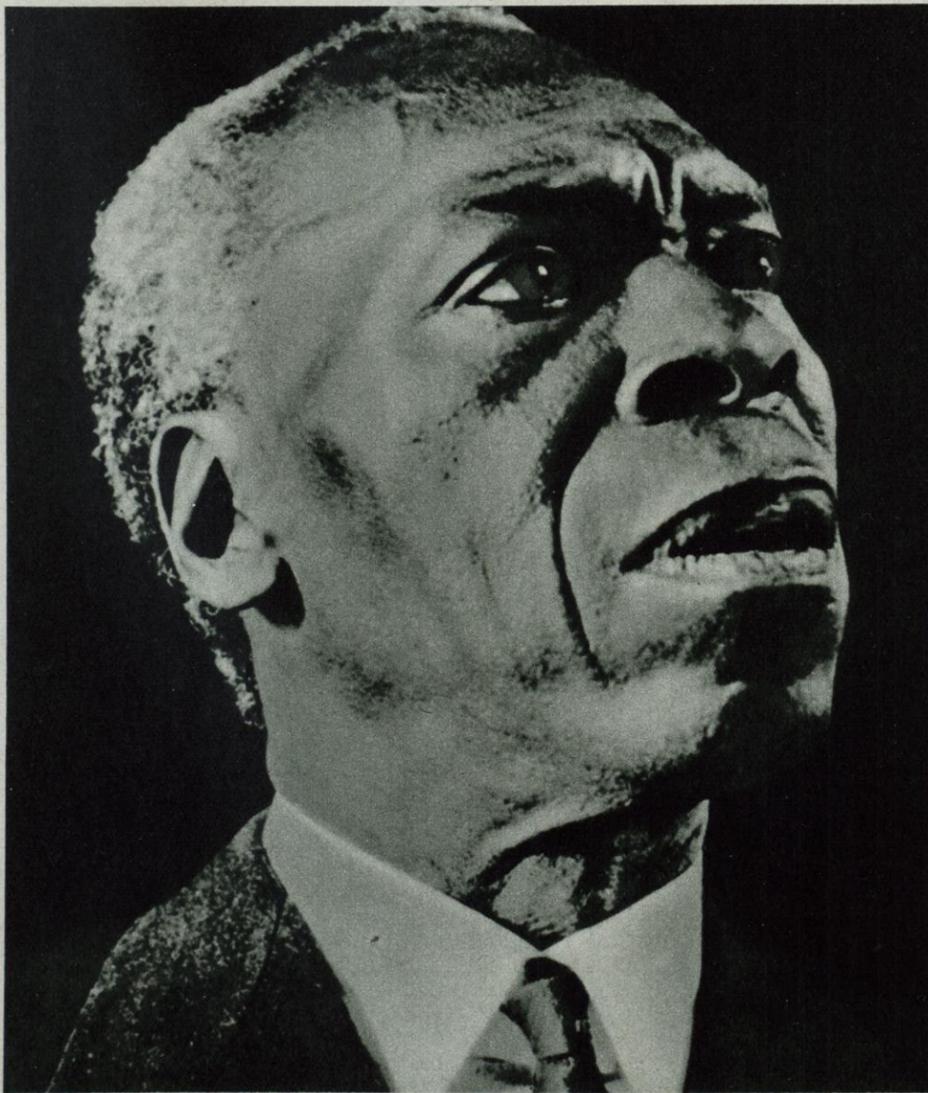
„Ja“, antwortete Wegener, „ich habe geschossen auf einen Kameraden, der mir dreißig andere nahm. Ich habe ein reißendes Tier abschießen wollen, und heute sitzen Sie da und haben nicht mehr das Gesicht des Mannes, den ich mehr gehaßt habe, als ich sagen kann. Trotzdem hatte ich einen Moment den Wunsch, Sie niederzuschießen wie einen toten Hund. Das ist jetzt vorbei. Ich habe Sie erinnert und ich habe mich erinnert an eine Schuld, die nicht zu löschen ist. Sie sind erinnert worden an dreißig Tote, die hinter Ihnen stehen, wenn Sie blind um das Mitleid der Vorübergehenden bitten. Und nur diese Tote, die Sie auf Ihrem Gewissen tragen, können mir helfen weiterzuleben, mit dem furchtbaren Gefühl, das ich habe, wenn ich Ihre toten Augen sehe.“

Er stand auf, warf einen Geldschein zwischen die halbvollen Biergläser und die Teller mit den Kotelettenknochen und wandte sich, um zu gehen.

„Wegener!“ rief der Feldwebel, „gehen Sie nicht weg, ohne mir zu sagen, daß wir beide quitt sind.“

„Nein“, sagte Wegener, „keiner von uns beiden ist mit irgend etwas quitt. Dreißig Tote und ein Paar Augen sind zuviel, um sie vergessen zu können!“ Er ging zwischen den Tischen hindurch auf den Ausgang zu. Die trinkenden Männer an der Theke schenken ihm keine Beachtung. Er ließ die grüne Portiere hinter sich zufallen und ging die schmale Straße hinunter, dorthin, wo sein Hotel lag. Von weit her klangen das Hupen der Autos, das Rasseln der Straßenbahn und die nächtlichen Geräusche der Stadt zu ihm herüber.

## Dritter Kongreß des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften



Der Afrikaner Small, Delegierter in Stockholm auf dem IBFG-Kongreß. Einer von den 54 Millionen Menschen aller Rassen, Nationen und Erdteile, die in Solidarität in den freien Gewerkschaften der Welt zusammenarbeiten und für Freiheit, Demokratie und besseren Lebensstandard aller Völker kämpfen. Das nachhaltigste Erlebnis dieses Kongresses hatte man, als die Delegierten in voller Einmütigkeit ihre Bewunderung für die Kollegen in Ostdeutschland und die aufrichtige Bereitschaft zum Ausdruck brachten, in Solidarität mit ihnen zusammenzustehen.

Foto: Archiv

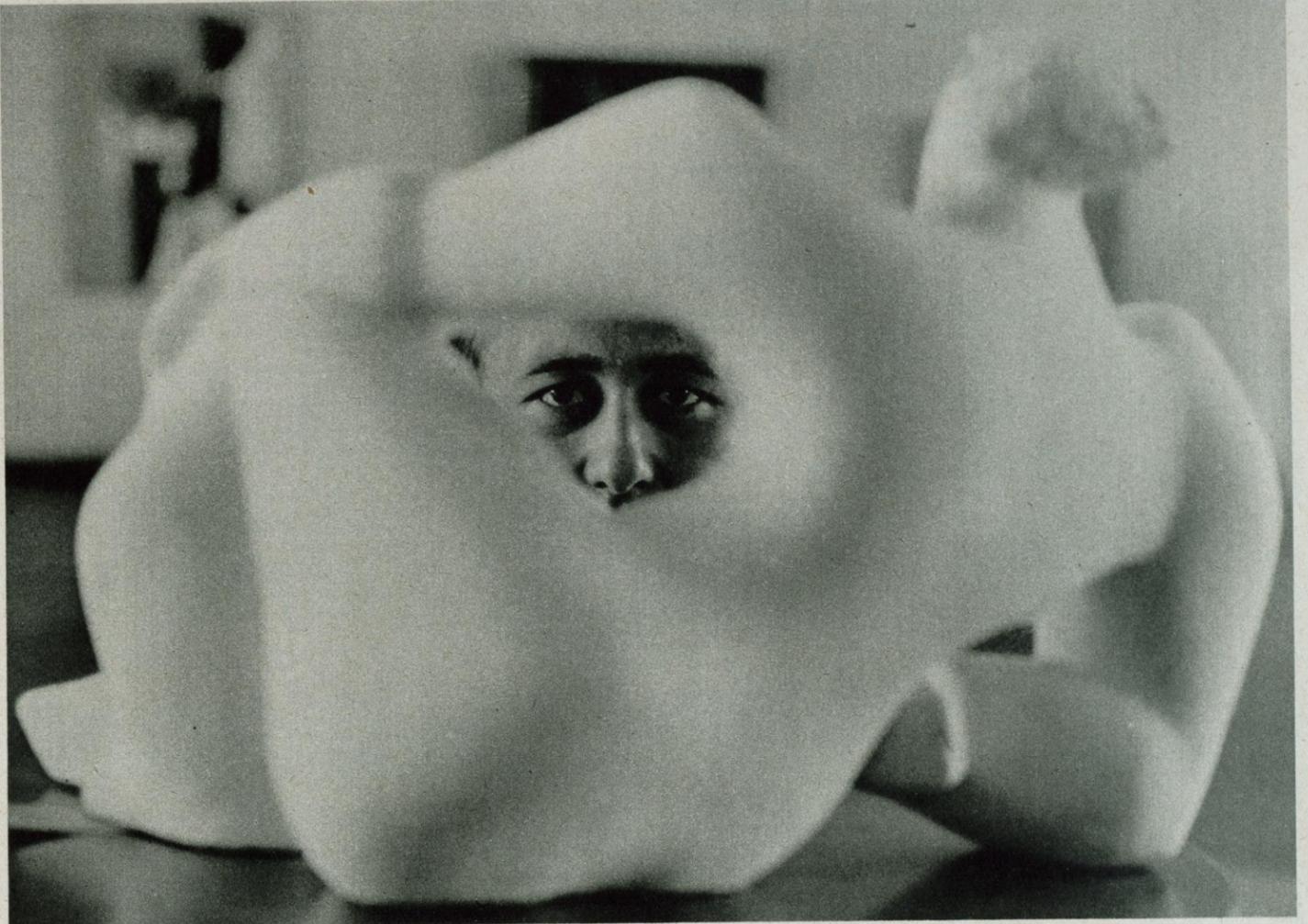
Recklinghauser Ausstellung: Arbeit-Freizeit-Muße



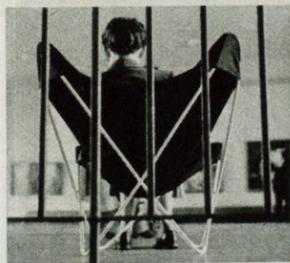
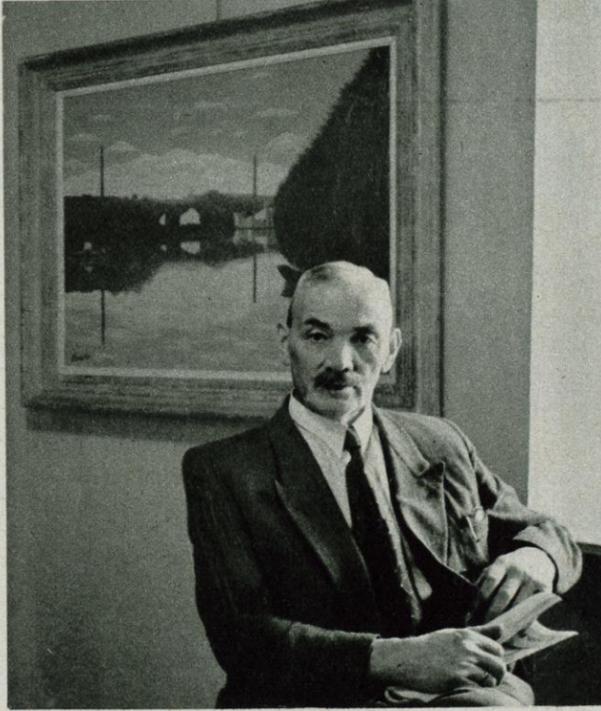
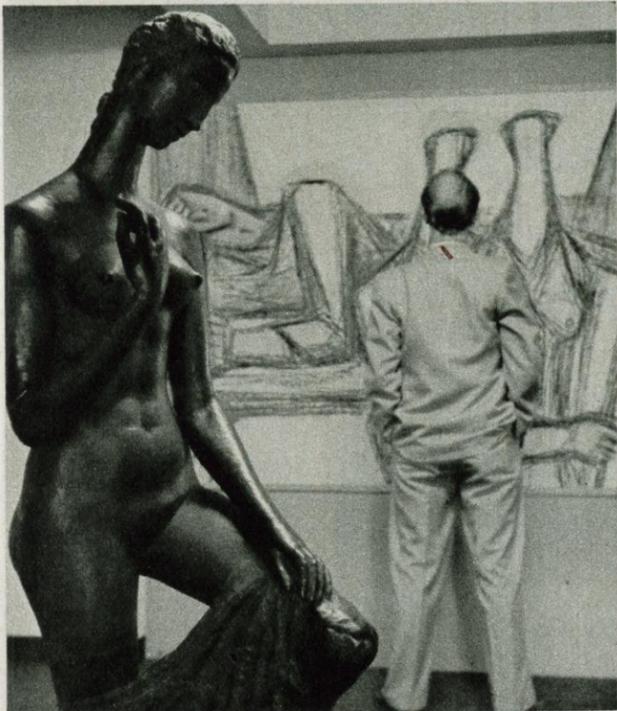
7000 Menschen waren schon auf der Ausstellung in Recklinghausen.

## Kunst wird kritisiert

Die Kunstausstellung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen ist bei den Besuchern Anlaß vieler Diskussionen. Selten hat eine Ausstellung so viele Gegensätze geboten wie die in Recklinghausen. Moderne abstrakte Bilder des 20. Jahrhunderts hängen neben den gegenständlichen des 19. Jahrhunderts. Und das ist gut so! Die Besucher haben Gelegenheit, die Übergänge von der alten zur modernen Kunst zu studieren. Unser Berichterstatter Heinz Held fotografierte fünf Menschen und beobachtete, wie sie sich mit der modernen Kunst auseinandersetzten...



„Überraschungen bietet die moderne Kunst“, sagte ein Journalist, der sich hinter Hans Hartungs Plastik versteckt hatte und durch dieses merkwürdige Guckloch in die Kamera blickte. So entstand ein kurioses Foto. Die geschlossene Form der Plastik bietet viele Überraschungen. Dem Betrachter zeigen sich immer neue Formen und Linien, wenn er die Figur umschreitet. „Sie ruht in sich selbst“, sagte der Journalist. Fotos: Held



**Ganz nah heran** ging der Student, seine Augen folgten den harten Strichen der Zeichnung. Als Kontrast dazu: weiche Konturen der Plastik von Lehmbrock. „Vor 20 Jahren fanden viele Menschen diese Plastik abscheulich“, sagte der Student. „Unterdessen haben sie sich aber damit befreundet und finden sie schön.“ In 20 Jahren wird man auch die Zeichnung schön finden, ebenso wie jenen modernen Sessel (Bild links).



**Dieser Mann** stand vor einem Bild des Malers Bombois. Es gefiel ihm. Bombois gehört zu den sogenannten „Sonntagsmalern“; das sind Leute, die ohne Ausbildung, „nur zu ihrem eigenen Vergnügen“ malen. Von Beruf war er Erdarbeiter in Paris, nachts ging er als Lastträger in eine Druckerei. In der Freizeit malte er. Sein Bild hat auf der Ausstellung die gleiche Berechtigung wie Kandinskys abstrakte Komposition. (Links)



**Kritisch** ist der junge Mann. Er hat einen Stuhl vor Hofers Bild „Pastorale“ gerückt. Das abstrakte Bild Kandinskys (Mitte links unten) hat den gleichen Namen. Doch welche Unterschiede in der Gestaltung. Die Figuren auf Hofers Bild atmen den Frieden des Abends, während auf Kandinskys Bild die Formen und Farben die gleiche Stimmung ausdrücken wollen. (Was sagt der Leser dazu?)

## Die fünf von der Linie 25

Wenn der Straßenbahnwagen an der Endhaltestelle abfährt, sind wir unser fünf. An jedem Wochentag. Wir sind die morgendlichen Stammgäste dieses Wagens. Wie es Stammgästen gebührt, haben wir auch einen Stammplatz, und sollte sich jemand mal zufällig in unseren Wagen verlaufen und einen der Stammplätze einnehmen, dann kann er gewiß sein, den strafenden Blicken von uns fünf ausgesetzt zu sein. Gewöhnlich bin ich der letzte, der zusteigt, meistens immer dann, wenn sich die Bahn in Bewegung setzt. Ein wenig außer Atem nehme

ich meinen Sitz ein. Wenn ich aufblicke, lese ich in drei Gesichtern die Mißbilligungen meines Tuns: im letzten Augenblick auf die fahrende Bahn zu springen. Der vierte Stammgast lächelt mir zu und meint gelassen, daß es soeben noch einmal geklappt hat. Der Schaffner drückt das wörtlich aus, was in den Gesichtern der drei anderen Stammgäste zu lesen ist. Es gehört zu des Schaffners Pflichten.

Jeder hat seine Gewohnheiten. Der erste liest breit und behaglich seine Zeitung. Mit dem städtischen Teil pflegt er seine Lektüre zu be-

ginnen. Der zweite, kaum im Wagen, sucht nach seinem Fahrtausweis und überprüft anschließend Tasche für Tasche seines Anzuges, ob er alle Utensilien bei sich hat, die er vielleicht im Laufe des Tages benötigen könnte. Der dritte tut nichts, breit hat er sich auf seinem Sitz niedergelassen, ein Bein über das andere gelegt und blickt zufrieden vor sich hin. Vielleicht denkt er nach. Der vierte hat fast ständig seinen Chronometer in der Hand. Alle paar Sekunden zieht er die Uhr, um zu prüfen, ob ja der Wagen pünktlich abfährt und seine vorgeschriebene Fahrzeit einhält.

Selten fällt ein Wort unter uns Stammgästen, aber hat einer das Pech, den Wagen zu verlassen — dann ist das Bedauern allgemein, weil jeder um den eigenen Ärger weiß, wenn ihm das gleiche passiert. Unser Idyll währt bis zur dritten Haltestelle.

Dann kommt der große Zustrom, in dem auch manches bekannte Gesicht ist. Wir, die Gemeinschaft der Stammgäste, werden zu Inseln und zu einfachen Fahrgästen. Es bleibt nur, daß viele Schaffner uns kennen, weil wir von Anfang an dabei sind.

Und mit einem vertrauten Gesicht kann man schon mal ein Wort wechseln. Über das, was im Augenblick am Herzen liegt, Ärger oder Freude, es ist gleich.

Merkwürdig bleibt, begegnet mir einer der vier Mitfahrer irgendwo anders, so tun wir fremd. Keine Miene unserer Gesichter verzieht sich. Doch begegnet mir einer der Schaffner, die Dienst in unserem Wagen tun, so haben wir immer ein kurzes Lächeln oder knapps Nicken füreinander übrig.

Wir fünf von der 25 kennen uns nur bis zur dritten Haltestelle. Robert Mauke

# Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers  
von Werner Helwig

Die Küstenpatrouille der Polizei hat die Raubfischer am Ausfahren gehindert. Was können sie da Besseres tun, als bei Clemens im Ausschank zu sitzen, zu trinken, zu rauchen und von ihren Abenteuern zu erzählen. Da fährt ein Boot ein, Clemens hört harte Kommandotöne. Bald treten auch die Neankömmlinge in die Schenke, und sofort legt sich Schweigen über alle, Clemens aber spürt, daß Psarathanasi — so heißt der Kapitän des fremden Schiffes — wie ein Verhängnis in sein Leben tritt. Ist Psarathanasi Schmuggler?

**15** Vom Preis war noch nicht gesprochen worden, und ich ließ mich gern, bevor das Geschäft abgeschlossen wurde zu einem Trunk nieder. Ein kleiner Kreis von Fremden, Levantiner und Ägypter, sammelte sich um mich. Neugierig betrachtete man den gerüchtumwobenen Xenophon, der ein so schönes Vaterland mit dem armen schmutzigen Griechenland vertauscht hatte und, wie man sich zuflüsterte, unter Raubfischern lebte. Man versuchte sein Französisch oder gar sein Englisch an mir. Es waren Stutzer, und sie benutzten gern die Gelegenheit, um ihre Bildung zu zeigen.

Die Zeit verrann indessen. Es ging gegen zwölf. Man verabschiedete sich. Man rüstete sich zum Mittagessen. Jetzt erwies sich, daß der schlaue Wirt den etwas erhöhten Preis, den ich ihm des Feiertages halber abverlangt hatte, nicht bezahlen wollte.

Es kam zum Streitgespräch zwischen uns. Interessierte horchten durch die Fenster herein. Wut erfüllt nahm ich meine schon abgewogenen Fische wieder zurück. Die Mittagsstunde war aber schon vorüber, die Möglichkeit zu anderweitigem Verkauf somit vermindert. Ich wollte dem Mann nicht Gelegenheit geben, meine vergeblichen Bemühungen zu begründen. Ich hätte nämlich meine Ware auf der Platia ausrufen müssen. Es wäre niemand mehr gekommen.

So stürmte ich zornig nach Volos hinab, verkaufte alles um einen Spottpreis beim Händler, dem ich schon in die Wohnung nachsteigen mußte, da er nicht mehr im Geschäft war. Enttäuscht, müde, lustlos saß ich dann im Hafen auf einer Bank und döste.

Als ich mich endlich auf den Heimweg machte, wußte ich, daß es auf jeden Fall für Limniona zu spät sei. Barbajanni würde ich nicht mehr antreffen. Auch sah das Wetter unentschieden und zweifelhaft aus. Trotzdem wechselte ich auf der Berghöhe nicht nach Kuluri hinüber. Mir stand also bevor, bei Dunkelheit den Abstieg am Rande der tiefen Limnionaschlucht zu machen.

Fünf Stunden Geschwindmarsch, alles in allem, ist keine Kleinigkeit. Und ich hüpfte und sprang die letzten zehn Kilometer durchs Dickicht und durch Felspalten, nur um noch etwas Dämmerungslicht für meinen Weg zu retten. Ich rannte mit dem Sonnenuntergang um die Wette. Und ich verlor.

Meine Kleider gingen in Fetzen dabei, ohne daß es Sinn gehabt hätte. Während ich mit eilig wechselnden Knien hinschritt, fragte ich mich, warum ich nicht gleich den minder gefährlichen Weg nach Kuluri gewählt hätte. Jedes Ausgleiten auf den knapp fußbreiten Schluchtpfaden konnte mir den Tod bringen. Das Gestein ist dort überall glasscharf. Die Vorstellung, fallend zerschnitten und zerschlitzt zu werden, ist nicht angenehm. Aber ich war schon so weit auf dem Abwärtsweg, daß ich nicht mehr zurückkonnte. Eigentlich konnte ich auch nicht mehr voran.

Ich verharrte, ruhte einen Augenblick aus und beobachtete die Finsternis. Hemd und Hose klebten vor Schweiß. Die kühle Bergluft fiel saugend zum Meer ab. Nicht Zielbewußtsein oder Notwendigkeit oder Hunger oder Durst noch der Gedanke an eine warme Decke im Boot des Barbajanni trieb mich zum Weiterhasten. Ich, das heißt eigentlich das, was wie eine stille Laterne in der Finsternis dieses Ichs brennt und leuchtet, trieb mich die steile höckerige Feldwand weiter hinab. Ich drückte mich derart an die rechtsragende Wand, daß Knie und Hände wie mit einer Spanfeile zerschunden wurden.

Und ich kam tatsächlich unten an. Ohne Gott zu danken, erfüllt eigentlich nur von einer hochmütigen

Gleichgültigkeit, wrang ich die feuchtkalten Hosen aus, rieb mir den Oberkörper heiß mit meinen rauhen ziegenhaarigen Socken und suchte mir gewohnheitsmäßig ein von der Sonne vorgewärmtes steinernes Klippenbett.

Ich schlief sofort ein. Aber mein Schlaf war ohne Erquickung, so zerfetzt von wirren sinnlosen gesprächsdurchhallten Träumen. Ich hörte mich mit meiner frühesten Kinderstimme lallen, sah üppige, dampfende Gerichte, herrlichen Pudding, Kuchen, wie er feiertags in meinem Elternhaus auf den Tisch kam. Alles Dinge, die ich lange, aber ohne Sehnsucht vermißt hatte.

Ich wachte auf, fiebernd, hungrig und durstig. Aufmerksam betrachtete ich die Stellung des Siebengestirns, meines nächtlichen Stundenzeigers. Es war gegen Mitternacht. Ich wünschte, dieser in meiner Kindheit so festlich begangene Tag, dieser verhexte zweite August, wäre endlich ganz um. Ja, ich wünschte, daß die Prüfung, die ich undeutlich kommen fühlte, vorüberginge. Aber sie kam.

Fest hatte ich mich an den immer noch mäßig durchheizten Stein gepreßt und kämpfte an gegen den Wunsch, in den Schlangenbrunnen zu steigen und zu trinken, irrsinnig viel zu trinken. Da hörte ich in der weiten, kaum von Wellen durchplätscherten Stille Ruderschläge. Sollte der Barbajanni, seinem gütigen Herzen nachgebend, doch noch kommen? Ich war gerührt von soviel Freundschaft. Mein Herz hüpfte vor Freude. Ich erwartete seinen Anruf: Jassuh Xenophon. Wie hörte ich ihn innerlich schon voraus. Aber niemand rief.

Auf einmal wußte ich, daß jetzt das Geheimnisvolle, das schon so lange quälend über mir hing, auf mich loskam. Ich schmiegte mich dem Felsen an. Wurde ganz lauerndes, witterndes, spürendes Tier. Meine Sinne weiteten sich in die Nacht. Nahe an mir vorbei bog ein lichtloses Boot in die Bucht. Gleich darauf knirschte der Kiel im Sand. Jemand sprang heraus, tappte durch den groben Kies nach der Schlucht zu. Aste knackten, ein Feuerchen flammte auf.

Das war gewiß nicht Barbajanni, das war keiner von den Unsrigen. Eine gedrungene schattenverzerrte Gestalt eilte hin und her zwischen Boot und Feuer. Bald kam der Duft bratender Fische mit dem Wind zu mir. Gier betäubte mich. Als nun auch ein Eimer im Brunnen klirrte, sprang ich mit katzenhaften lautlosen Sätzen hinzu, stand neben dem Feuer, griff mit kralenden Händen nach dem gefüllten Eimer und stand, trinkend, teuflersrot dem kreideweiß werdenden Psarathanasi gegenüber.

Das war mir zunächst gleichgültig, denn mir rann kühlendes Wasser durch den ausgedörnten Schlund. Aber auch jener hatte mich erkannt. Ich fühlte es an seinem Blick. Ich konnte sehen, daß er völlig außer Fassung war.

Seine Hände zitterten, als er sich, am Feuer hockend, eine Zigarette drehte. Noch war kein lösendes Wort zwischen uns gefallen. Ich ließ ihn klugerweise nicht spüren, daß ich mich an seinem Erschrecken weidete. Ich bewies ihm nur mein Vorhandensein, indem ich rücksichtslos alles, was er sich bereitet hatte, verzehrte. Er ließ mich still gewähren, irgendwie überwunden von meiner sturmgleichen Gier.

Seltsam war es nun, diesen Mann, in dessen Gesellschaft es sogar dem alten erfahrenen Kapitän Stassi ungemächlich wurde, mit einer Stimme das Gespräch eröffnen zu hören, die keineswegs sicher und überlegen klang.

Er begrüßte mich. Seine Haifischaugen waren dabei in der ihm eigenen Weise prüfend und verwirrend auf meine Stirn gerichtet. Das erweckte den Eindruck, als spräche er nicht mit mir, sondern mit einem rücklings herübergebeugten Gespenst. Nachdem nun die Gewalten meines Durstes und Hungers gebändigt waren, wich auch die unnatürliche raubtierhafte Kraft von mir, durch welche ich meinem Gegenüber die Waage halten konnte.

Nun war ich seiner Macht wehrlos ausgeliefert. Er merkte sofort, daß ich die Trümpele an ihn verloren hatte, und seine Stimme gewann die alte, mir bekannte schneidende gemeine Schärfe zurück:

Was ich hier zu suchen hätte, woher ich käme, fragte er. Ich: Vom Fischverkauf sei ich zurück, aus Volos. Er: Ob ich Menschen unterwegs getroffen hätte? Wahrheitsgemäß antwortete ich: Nein.

Lange schwieg der Alte darauf. Sein Gesicht zeigte, daß er mit einem Gedanken beschäftigt sei. Und zwar mit einem ganz bestimmten Gedanken.

Obschon ich nahe am Feuer kauerte, fror mich jetzt. Ich klapperte regelrecht mit den Zähnen. Um es ihn nicht merken zu lassen, wollte ich Holz holen gehen. „Laß das“, sagte er und stand auf wie einer, der einen Entschluß gefaßt hat. „Du kannst mit im Boot schlafen. Los, komm.“

Seine Befehle fuhren mir in die Glieder, und ich fühlte mit eisigem Erschrecken, wie mein Wille mehr und mehr erlahmte. Ich folgte ihm schon wie ein Hund. Ich sollte alle meine Sachen mitnehmen, kommandierte er — es könne sonst wegmekken.

Ich grinste dumm, weil ich den wahren Grund seiner sorgenden Vorsicht noch nicht begriff. Dachte nur an die wertlose Fischkiste und den zerrissenen Kittel. Dinge, die wohl niemand interessieren könnten.

Er aber fragte dringlich: „Hast du außer Hemd und Hose nichts angehabt, du kannst doch nicht so in Volos gewesen sein?“

Ich warf ihm den völlig zerfetzten Kittel zu, den ich weggeschmissen hatte. Der Alte hob ihn auf. Mir schien, er fluchte dabei leise. Sorgfältig verbrannte er ihn im Feuer. Er prüfte noch einmal mit sonderbarer Genauigkeit unseren Lagerplatz, schob die Fischgräten mit der Fußspitze in die Glut. Ich war indessen schon im Boot, breitete in der wohligen Wärme des Bootsrums die ziegenhaarigen Decken aus, die jeder Fischer an derselben Stelle im Heck zusammengelernt verstaubt. Dem Alten war mein selbständiges Handeln anscheinend nicht unrecht. Auch er stieg ein, nachdem er die Vertäuung noch einmal geprüft hatte. Er wickelte sich in einen schwarzen Hirtenmantel und kroch mit unter die Decken.

Ich schlief ein, sowie ich den Kopf auf den Ellbogen legte. Ich betrat den Schlaf geradezu mit einem einzigen Schritt.

Aus der Seentot ewigen Suchens war ich endlich gerettet. Ich war von meinem Schicksal an Bord genommen worden.

Ich wachte davon auf, daß mir die Luft wegblieb. Mein Gastgeber hatte mich mit der nackten Ferse grob in die Hüfte getreten und brüllte mich an. Er riß mich hoch wie einen Scheuerlumpen, und ich konnte spüren, daß er unmenschliche Kräfte hatte.

Vorbei war es mit der tiefen, süßen, bewußtlosen Ruhe. Ganz betäubt von der heranbrausenden neuen Wirklichkeit dehnte ich die Glieder. Der Alte war auf der Hut, ließ mir keine Sekunde Zeit, um einen Gedanken zu fassen.

„Vorwärts, den Anker hoch!“ schrie er und zeigte nach dem schwachen Dämmerstreifen Lichts im Osten. „Es ist Zeit.“

Ich verstand nicht, was er damit meinte, dachte, es sei vielleicht ein Unwetter zu befürchten; auf jeden Fall handelte ich nach seinem Geheiß, gewohnt, meine Kraft einzusetzen, wenn es galt. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz unter Fischern.

Aber es galt gar nicht. Vergeblich hatte ich mich mit aller Macht in die Ruder gelegt. Als wir ins Offene kamen, umging uns der sanfteste Frieden einer goldgelben Vorlichtstunde. Mein erstauntes Zögern bemerkend, schleuderte mir der Alte sofort seine Befehle ins willfährige Herz. Mit herausfordernder Tonart höhnte er mich, schalt mich einen Schwächling. Er wußte, wie man junge Leute nimmt.

Schulter an Schulter standen wir vorwärtsgerichtet im Bootsräum, drückten die schweren langen Riemen ins spiegelglatte Wasser, geradeausfahrend, in den Lichtdunst der aufgehenden Sonne hinein.

In diesem Moment wurde mir klar, daß ich entführt war. Der alte Barbajanni würde vergeblich sein Boot heute morgen nach Limniona lenken. Das Schicksal selbst fuhr mit mir davon. Ich dachte gar nicht daran, mich ihm zu entziehen. — War ich nun durch den Schlangenblick des Alten seelisch gelähmt oder gab ich mich kraft einer verborgenen wachenden höheren Überlegenheit derartig hündisch, derartig sklavisch in seine Hände?

Dank seiner schnittigen Bauart glitt das Boot rasch und leicht vorwärts. Warum der Alte allein war, warum er mich zum Dienst gepreßt hatte in so günstiger Situation, konnte ich mir zusammenreimen. Ich dachte an das Erlebnis in Mizella: Der ehemalige Genosse des Alten war anscheinend durchgebrannt, als es ihm an der Zeit schien. Daher die schlechte Laune des Psarathanasi. Sicher war der Entronnene voll der Mitwisserschaft um allerlei dunkle Dinge. Und ich erkannte auch, daß hier nichts vorschnell zu entscheiden war. Die Sache mußte langsam reifen.

Fortsetzung Seite 8

**15**

**Hier Auskunft**

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

### Ich bin 18 Jahre alt

... Ich muß mich aber darauf verlassen können, daß ihre Antwort richtig ist. Ich bin 18 Jahre alt, also nicht volljährig. Ich will gerne von hier wegziehen, weil das Verhältnis zu meinen Eltern nicht gut ist. Außerdem habe ich hier keine Chance, gute Arbeit zu finden. Meine Eltern lassen mich aber nicht weg. Sie sind aber mit einer Heirat einverstanden. Wenn ich jetzt heirate und mich nach einiger Zeit wieder scheiden lasse, brauche ich doch nicht zu meinen Eltern zurück? Bin ich durch meine Heirat volljährig geworden oder nicht? E. B., Marienheide

(Einsittige Schuld gibt es bekanntlich nie.) Versuche, dieses Verhältnis zu verbessern. Versuche, Dir aber auch jene Rechte zu erringen, die einem 18jährigen Mädchen zustehen. Dann müßte es eigentlich zu Hause auszuhalten sein. Zu Hause ist es — auch bei mancherlei Übeln — immer noch besser als draußen irgendwo.

### Ich möchte Testpilot werden

1. Testpilot. Ist das ein Beruf? Wo muß man sich melden, um so etwas zu werden? Werden auch Deutsche dazu genommen?  
2. Um ein richtiggehender Seemann zu werden mit Schule, Steuernamens-examen und später Kapitän, wo muß man sich melden? Wie lautet die Anschrift vom Aufnahmeamt?  
H. G., Büdelsdorf



Zu 1: Testpilot ist ein Beruf. Es handelt sich um die sogenannten Einflieger, die früher von allen deutschen Flugzeugwerken beschäftigt wurden. Hierfür stellte man Piloten ein, die sowohl über eine langjährige fleglerische Erfahrung verfügten.

Spitzenkänner waren, als auch enorme theoretische Kenntnisse besaßen. Da wir noch nicht wieder eigene Flugzeugwerke haben, besteht in Deutschland zurzeit keine Nachfrage nach Einfliegern. Das wird auch noch lange Zeit so bleiben, und wenn die Flieger mal wieder in Gang kommt, wird man zunächst auf die alten bewährten Kräfte zurückgreifen. Die ausländischen Flugzeugwerke halten solche Stellen natürlich für ihre Landsleute frei. Also: Laß die Finger davon! Bis es in Deutschland wieder soweit ist, bist Du ein alter Mann. Zu 2: Junge Deutsche, die die Seemannslaufbahn einschlagen wollen, wenden sich am besten an das Arbeitsamt Lübeck oder das nächstliegende Arbeitsamt. Beim Arbeitsamt Lübeck sind die genauen Bedingungen zu haben, die für die Seemannslaufbahn nötig sind.

### Ich soll um 22 Uhr zu Hause sein

Ich bin schon 19 Jahre alt und verdiene meinen Lebensunterhalt selber. Trotzdem verlangt mein Vater von mir, ich soll um 22 Uhr zu Hause sein. Hat er dazu ein Recht?  
Julius D., Bayreuth

Er hat! — Dennoch wäre es nicht verkehrt, wenn er Dir mit 19 Jahren etwas mehr Freiheit gäbe (wenn Du es nicht zu toll treibst).

Sonntag morgen auf dem Hohenlimburger Bismarckplatz: Mit Gesang, Volkstänzen und Laienspiel erfreuten die Gruppen der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen ihre Kolleginnen und Kollegen beim großen Jugendtreffen des Landesbezirks Nordrhein-Westfalen.



Über tausend junge Kolleginnen und Kollegen aus ganz Nordrhein-Westfalen kamen am 4. und 5. Juli zum Landesjugendtreffen der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen nach Hohenlimburg. Eine schlichte Feierstunde auf der Lennewiese eröffnete am Samstagabend das Treffen. Kollege Hornberg sprach herzliche Worte zur Begrüßung.

Das schönste Erlebnis des Treffens — wahrscheinlich auch sein Höhepunkt — war der Fackelzug, der nach der Eröffnungsfeier mit Musik und Gesang durch das stille kleine Städtchen zog. Und hier wurde es jedem am ehesten klar, wie glücklich die Wahl des anmutigen Hohenlimburg gewesen war: Fernab vom Lärm der Großstädte und vom Neonlicht der Hauptstraßen konnte sich der Schein der tausend Fackeln in seiner ganzen Schönheit entfalten, und die alten Häuser gaben eine gar prächtige

Kulisse zu diesem frohen nächtlichen Umzug ab. Jedem der dabei gewesen war, wird dieser Abend ein unvergeßliches Erlebnis bleiben. Danach versammelten sich alle noch einmal auf dem Bismarckplatz. Das Lied „Ade nun zur guten Nacht“ beschloß den ersten Tag des Landesjugendtreffens. Es war schon sehr spät geworden. Der Sonntagmorgen verging mit frohem Gesang, Volkstanz und Laienspiel, wofür auch die Bevölkerung des Gaststädtchens reges Interesse zeigte. Am Mittag versammelte man sich auf dem Bismarckplatz zur Abschlusssundgebung, auf der auch der Vorsitzende der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen, Kollege Wilhelm Pawlik, zur Jugend sprach. Danach klangen noch lange die Lieder der einzelnen Jugendgruppen durch Hohenlimburg, die den Nachmittag in frohem Beisammensein verbrachten.

Landesjugendtreffen der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen

## Wir trafen uns in Hohenlimburg



# Rote Tinte statt Blutspuren

Das Publikum raste und war begeistert. Ein Kanister Benzin brachte alles wieder in Ordnung

## Stempelfarbe als „Stimmungsbarometer“

„Die Boxtechnik unserer Fighter langweilt unsere Zuschauer“, sagte sich ein gewitzter Vereinsvorstand im Unterfränkischen. Um den Eindruck zu erwecken, als ob die Kämpfer tatsächlich frisch und frei Farben mischten, beschmierte er in den Rundenpausen die Handschuhe seiner Schützlinge jeweils mit roter Stempelfarbe. Die Schlagwechsel hinterließen folglich im Gesicht des Gegners „Abdrücke“, die von Blutspuren kaum zu unterscheiden waren. Das Publikum tobte und war begeistert. Ein Kanister Benzin brachte hinterher in der Garderobe die „Sache“ wieder in Ordnung.

## Fußball-Kavaliere

Der Sportgeist ist auch auf den Fußballfeldern noch nicht erloschen. Bei einem Erstdivisionärspiel in Le Havre rannte der Trainer von Le Havre schon fünf Minuten aufgeregt am Spielfeldrand auf und ab, um seinem Linksaußen zuzurufen: „Geh auf Halbrechts.“ Doch der

Spieler konnte es nicht hören. Darauf begab sich der Mittelstürmer des Gegners zu dem „tauben“ Spieler, klopfte ihm auf die Schulter und unterrichtete ihn höflich: „Dein Trainer möchte, daß du auf Halbrechts gehst.“

## Das dicke Ende

Fußballbegeisterung versetzt Berge (und reißt Mauern und Zäune ein). Aus Nyborg in Dänemark wird eine Story gemeldet, die genau so gut hätte bei uns passieren können. Etwa 30 Schlachtenbummler mieteten sich einen Omnibus, um ihre Elf nach Silkeborg begleiten zu können. Unterwegs streikte der Bus: Panne! Die 30 Getreuen heuerten sich indessen ein anderes Fahrzeug, das jedoch bei der nächsten Abbiegung die Straße mit dem Schaufenster eines Manufakturwarengeschäftes verwechselte. Jedenfalls verschwand die Hälfte des Omnibusses im Innern des geräumigen Ladens. Beim Zurücksetzen rutschte die ganze Fassade nach. Die 30 Insassen blieben jedoch unverletzt. Sie mieteten flugs einen dritten Wagen, der sie

dann auch tatsächlich nach Silkeborg brachte. Trotzdem gab es dort kein Happy-End. Denn Nyborg verlor sang- und klanglos.

## Amerika kommt schnell

In wenigen Jahren dürften die Vereinigten Staaten auch in unserem Fußballsport mitzureden haben. An den Colleges (Hochschulen) ist unser Fußballspiel bereits weit beliebter als Baseball; der Fernsehfunk tut ein übriges, es zu propagieren. Im Sommer wird der alte schottische Internationale und erfolgreiche Manager Manchester Uniteds, Matt Busby, die amerikanischen Colleges besuchen, um kurze Trainingskurse zu halten. Ich bin sicher, es wird nicht lange dauern und die Amerikaner werden im Association-Fußball ebensolche Klasseleute herausbringen, wie in allen anderen Sports. Das mußte Rapid Wien erfahren, das in Neuyork einer amerikanischen Auswahl 3:4 unterlag.

## Hungrige Boxer

Olympiasieger Floyd Paterson, der technisch reifste Boxer in Helsinki, sollte eine große Karriere als Berufsboxer vor sich haben. Er kommt aus einer ebenso armen Negerfamilie wie Joe Louis, Robinson und die meisten anderen Ringgroßen. Floyd ist das achte von zwölf Kindern ganz armer Eltern. Jetzt verdient er hundert Dollar, bald werden es tausende sein. Und weshalb nicht zehn- und hunderttausende!? Der Bursche kann etwas. Er kann seine Eltern und Angehörigen erhalten. Hungrige Boxer jagen die großen Börsen am besten.



## KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ Heinrich Böll, dessen Kurzgeschichten im „Aufwärts“ oft den Beifall unserer Leser fanden, erhielt den Literaturpreis 1952/53 des Verbandes der Deutschen Kritiker für sein erzählerisches Werk, insbesondere für sein letztes Buch, den Eheroman „Und sagte kein einziges Wort“.

★ Von allen Filmen, die während des vorigen Jahres in Europa gezeigt worden sind, waren 63 v. H. amerikanische Produktionen. In der übrigen Welt schwanken die Zahlen zwischen 48 und 95 v. H. Nur in Indien und Pakistan ist bisher noch kein „Einbruch“ erzielt worden. Dort bestehen die Programme zu 95 v. H. aus einheimischen Filmen. Das geht aus einem Bericht der Motion Picture Association of America hervor, der maßgeblichen Produzentenorganisation. Was die Verhältnisse in den USA betrifft, so konnten 1952 über 2,5 Milliarden Eintrittskarten verkauft werden, 20 v. H. davon entfallen auf die Freilichtkinos der Automobilisten, die mit vier Millionen Plätzen bereits ein Drittel der gesamten Kinokapazität erreicht haben und noch weiter ausgebaut werden.

★ Mit Rücksicht auf die nationalen Gefühle der Bayern wurde für den Filmtitel „Viktoria von Preußen“ (mit „konzertanter Marschmusik“) beim Titelregister der freiwilligen Selbstkontrolle als bayrische Sonderfassung der Titel „Prinzessin Viktoria“ eingetragen. — Der Film „Krach um die Liebe“ wird in Bayern mit dem Titel „Der weißblaue Löwe“ aufgeführt werden.

★ Die Kunstausstellung „Arbeit, Freizeit, Muße“ im Rahmen der Ruhrfestspiele ist bisher von über 7000 Personen besucht worden. Diese Zahl gilt in Fachkreisen als ein ungewöhnlicher Besucherrekord für Kunstausstellungen. An manchen Tagen sahen sich mehr als 700 Personen, darunter sehr viele Arbeiter des Ruhrgebietes, die Bilder und Plastiken aus 133 Jahren europäischen Kunstschaffens an.

★ Nach Schweizer Informationen soll sich Charlie Chaplin nun doch entschlossen haben, in Europa einen Film zu drehen, eines der Märchen des Dänen Andersen. Chaplin soll sich dazu veranlaßt gesehen haben, nachdem er den Danny-Kaye-Film über Andersen sah.

★ „Eine Handvoll Brombeeren“ von Ignazio Silone wurde von einer Jury aus Mitgliedern der Vereinigung der Freunde der Weltliteratur in Hamburg und der Redaktion der „Neuen literarischen Welt“, Darmstadt, zum besten Buch des Monats Mai gewählt.

★ In Jugoslawien sind amerikanische Gangsterfilme generell verboten, Revuefilme dagegen erwünscht. Alle US-Produkte werden einer sehr strengen Prüfung unterzogen, damit sie nicht „den gesunden Geschmack des jugoslawischen Volkes“ verderben. Das gilt in etwas gemildertem Umfang auch für andere ausländische Filme. Sowjetische Streifen, gleich welcher Art, kommen nicht in Frage.



Mütter zweier Welten: Die behäbige Frankfurterin im selbstgestrickten (zwei rechts, zwei links), zwanzig Jahre alten Kleid, „Mami“ aus Detroit mit der Kaufhaus-Strickjacke, modisch, billig. Morgen schon kauft sie eine modernere.



Väter zweier Welten: „IT“, sagen die Frankfurter für den „Taurus-Tiroler“ in Lederhose, Wadenstrümpfen und Pferdegeschirr. Er will ungezwungen wirken. Ungezwungen küßt der Buchhalter aus Los Angeles sein Kind auf der Straße.



Kinder zweier Welten: Sittsam wartet Gretchen — noch mit Zöpfchen und doch schon in Shorts — auf die Freundin, während gegenüber Amiboy im Auto toben. Paps ging weg und hat zugeschlossen, „damit sie keinen Unfug treiben“.



## Heinz Held fotografierte in Frankfurt Deutsche und Amerikaner - 3. Teil unserer Städte-Reportage

Schwarze und Weiße, Amis und Deutsche leben seit Jahren zusammen in dieser Stadt. Aber überall ist es wie hier beim Baseball (unten): Man sitzt zwar friedlich beisammen, der Armeefahrer aus Ohio und der Klempner aus dem Vorort Nied, doch immer bleibt ein Abstand. Nur die Liebe (oben) kann ihn überbrücken. Allerdings: so etwas ist dort nicht immer Liebe, was zwei Menschen miteinander verbindet.



## Leser schreiben an den Aufwärts

### Geist im Bier

Du hast ein scharfes Auge. Deine Bilder von der „alten Burschenherrlichkeit“ (Nr. 14, Seite 3) sind so prächtig, so typisch, daß ich sie mir in jeder deutschen Illustrierten wünsche. Du verstehst doch? Ellische „Kommilitonen“ (in der Wahrheit sind es Verräter an unserer gemeinsamen sozialen Aufgabe) würden sich dann vielleicht doch schämen, einer schlagenden Verbindung anzugehören. Die schlagenden Korporationen kannst Du gar nicht lächerlich genug machen, deren vielzähliger „weil geringehabiger“ Geist längst im Bier, das alle Herren bezahlten, ersoffen ist. Warum aber bringst Du nicht im selben Bildbericht eine Aufnahme von einem Werkstudenten, der als Bauhilfsarbeiter am Gießofen oder gar im Bergwerk ehrlich seine benötigten Gelder verdient und genau so dreckig wird, genau so schwitzt wie die Menschen, die Deinen Leserkreis ausfüllen.

Günter Gerehke, Duisburg

### Anstoß mit Lehm

Ein Satz erweckte in mir so einen Anstoß, daß ich dir meine Meinung über diesen Artikel unbedingt mitteilen muß (nummer 13: „wer schmeißt denn da mit Lehm?“). Meiner Meinung nach kann er nur von einem Menschen gesetzt worden sein, der keinen blassen Schimmer von der bildhauerischen Kunst besitzt: schwertschwingende bestien und lehm-schmeißende rowdies. Hier muß ich nur sagen, genau wie zu deinem Artikel über Vailht Halian, daß man das politische Vergehen eines Menschen niemals mit der Art seiner Werke auf einen Nenner bringen kann. ... wie soll man die Werke Brekers beurteilen? Meiner Meinung nach — wenn man der Natur Brekers mal ein bißchen Aufmerksamkeit schenken würde — nur mit gut ...

Manfred Hornschuh, Osnabrück

### Schlag auf's Maul

Ich bewundere immer wieder Deine klare Linie in den Stellungnahmen zu den Problemen unserer Zeit. Mir ist klar, daß Du manchmal gegen den Strom schwimmst. Aber das muß unbedingt sein. In unserer Gruppe wurde Dein Breker-Artikel jetzt kritisiert: Soll man noch immer auf den Nazis herumhacken? Das ist doch jetzt schon zehn Jahre her. Ich meine, man sollte sie in Ruhe lassen, wenn sie still und bescheiden irgendeine kleine Arbeit tun und den Mund halten. Man sollte ihnen aber verwehren, wieder nach Posten und Ämtern zu streben, dafür haben sie eben doch zu viel auf dem Gewissen (ich meine nicht die kleinen Pgs). Und wenn sie gar das Maul wieder aufreißen wie Arno Breker, dann sollte man drauschlagen.

Willy Kalchewski, Essen-Stropenberg

### Hausangestellte bei Neger

Fast konnte ich es nicht glauben, daß im „Aufwärts“ Nr. 14, Seite 8, ein Leserbrief über ein arisches Dienstmädchen derartigen Inhalts zu lesen war.

Ich will nun nicht dem „Aufwärts“ etwas unterstellen, aber die Schreiberin des Leserbriefes möchte ich fragen, ob es nicht möglich ist, das Hohelied einer allgermanischen Maid ad acta zu legen. Denn für viele Menschen hinterlassen diese Töne ihres Briefes, Heidemarie Klus, einen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge.

Also reden wir nicht von ehrlosen Deutschen, weil sie den Mut haben, über Rassenurteile hinwegzusehen und als Hausangestellte bei Negern arbeiten. Denken Sie da lieber an jene ehrlose Zeit nach 1945. Haben Sie da gefragt, wieviel Neger in den Fleischfabriken von Chicago mitschafften, damit Deutschland Nahrung erhielt?

Gerhard Lemm, Duisburg

### Heidemarie aus Königswinter

In dem Leserbrief von Heidemarie Klus, z. Zt. Königswinter („Aufwärts“ Nr. 14), kommt etwas zum Ausdruck, was mich zu einer Antwort zwingt. Ich habe auch die reizende Reportage in Nr. 12 gelesen und mich herzlich gefreut über die Wärme und Ehrlichkeit, die daraus sprachen. Daß jemand sich erlaubt, ein Mädchen ehrvergesen zu nennen, das seine Arbeit so aufbauend, wie es richtig ist, und die Tatsache anerkennt, über die man sich mit ihm freuen kann, hat mich erschüttert und bekümmert mich tief. Ich gehöre nicht zu den jungen „Aufwärts“-Lesern, sondern zu der Generation, die das Dritte Reich mit seinem Rassenhaß miterlebt und erlitten hat. Eine Reihe von wertvollen Menschen, die mir persönlich nahestanden, haben sterben müssen, weil sie nicht arisch waren. Ehrvergesen war keiner von ihnen, im Gegenteil: Sie starben, weil sie es für ehrenvoll hielten, gegen ein System der Schande zu arbeiten. Wie alt mag Heidemarie aus Königswinter wohl sein? Weiß sie nichts von dem, was das arische Dritte Reich unserem Volk und der Welt angehan hat, oder redet sie einfach etwas nach, was sie von ihnen in einem rassenverhetzten Land lebenden Verwandten hört? — Vielleicht gehört Heidemarie einer Religionsgemeinschaft an; in diesem Fall würde ich ihr doch raten, diesen Brief mit ihrem Pfarrer zu besprechen.

Elisabeth Innis, Köln-Sülz

### Reportage ohne Romantik

Antwort auf Leserbrief „Alleingesessener Düsseldorf“ in „Aufwärts“ Nr. 14:

Ihre Heimatliebe in Ehren, sehr geehrter Herr M. Doch Sie irren. Beim Fotografieren meiner Düsseldorf-Reportage „stürzte“ ich mich keineswegs auf Vorstadtstraßen und Hinterhöfe. Zwei Aufnahmen sind auf der Königsallee gemacht (die ja Ihrer Stadt den Titel „Tochter Europas“ eintrug), eine in der Friedrichstraße (einem beliebten Geschäftsviertel also), eine in „der Geldstraße Westdeutschlands“ (wie sie in Düsseldorf so schön sagen), der Breiten Straße, einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt (was gewiß auch keine Vorstadt ist), und zwei in Ihrer „romantischen“ und „lausigen“ Altstadt, dem Zentrum. Mir scheint, Sie wünschen Ihre Stadt mit den Augen eines Fremdenwerbe-Fotografen zu sehen. Sehen Sie sie aber in Wirklichkeit so ...? Der Alltag wiegt doch auch in Düsseldorf mehr als die Romantik. Und da ich nicht Werbung, sondern Wahrheit will, fotografierte ich das „Überwiegende“. Es enthält für die Überzahl der Zeitgenossen mehr Wahrheit als die von Ihnen geforderte sentimentale Gemütlichkeit.

Heinz Held

## Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

Klar war mir, daß ich dem Mann über mich selbst keine Gewißheit geben dürfe. Ich beschloß, meine Kenntnisse in Neugriechisch, besonders auch in Dialektgriechisch zu verheimlichen und so stümperhaft wie nur möglich zu sprechen. Das angebliche Nichtverstehen würde mir in vielen Fällen Besinnungspausen ermöglichen. Meine abgründige Feindseligkeit würde ich hinter Dummheit und Tölpelhaftigkeit am besten verbergen können. So konnte ich von ihm wie von mir selbst Abstand halten. Das sollte mir unschätzbare Vorteile bieten in dem lautlosen Kampf, der in der Folge zwischen uns ausgetragen wurde. Ich fragte nichts. Ich stellte mich niemals quer. Ich lachte nie. Ich machte mich zum Werkzeug in der Hand meines Eigentümers.

Eine Meile vom Land entfernt bogen wir links hinüber Richtung Saloniki. Vorbei an dem winzig dahliegenden Kuluri, vorbei an dem langen, steilen, mir so vertrauten Bergefer. Unwillkürlich strengte ich mich an, den alten Piraten aus der Richtung zu bringen und das Boot nach meiner Küste rüberzudrücken. Ich hatte schon mit dem guten Barbajanni so geeifert und ihn im Rudern besiegt. Aber so sehr ich mich jetzt auch bemühte, der Alte hielt mir spielend Stange. Die Sonne rauschte voll auf uns herab. Gegen Mittag erst näherten wir uns dem Land und ankerten im Schatten einer senkrecht ansteigenden kreidigen Felswand. Etwas nördlicher begann ein langer schmaler Sandstrand, der bis Kap Kissavos reichte, einem Ausläufer des Ossagebirges.

Ich war in den Arbeitstag des Alten eingeschaltet, hatte mich gefügt. Und nichts Absonderliches stand zunächst bevor. Wir aßen Brot, das er, über Bord gebeugt, in Scheiben schnitt. Es waren die ersten An-

zeichen seiner peinlich übertriebenen Sauberkeit. Sie sollte mir in der Folge so widerlich werden, wie alles an ihm. Beim Essen sah er mir ständig auf Mund und Hände, und wenn ein Krümelchen ins Boot fiel, bückte er sich betont danach, sah mich giftig an und sammelte auch das geringste Stäubchen auf. Mit Mühe unterdrückte ich aufkeimende Wut. Der Anlaß schien mir zu gering. Allein, das Essen schmeckte mir wenig dabei. Ohne mich gesättigt zu haben, ließ ich das Brot fahren.

Der Alte hockte rauchend auf dem Verdeck und musterte aufmerksam die Küste. Mich überkam Schlaf. Ich rollte mich am Boden zusammen und gründelte ...

Ungeweckt wachte ich nachmittags auf. Der Alte saß, mir den Rücken kehrend, vor einer eisenschlagenen Kiste, die er unter dem Achterdeck hervorgezogen hatte. Es schien, daß er mit einer Schere dünnes Metall zerschnitt. Neugierig lugte ich über seine Schulter und sah, daß er eine Goldblechmaske, wie man sie zuweilen in alten mykenischen Gräbern findet, in schmale Streifen zerlegte.

Die ganze Kiste schien voll silbernen und goldenen Metallschmuckes, teils antiker, teils klösterlicher Herkunft. Alles war entweder zerbrochen oder zusammengeschneipelt.

Plötzlich krachte der Kastendeckel zu, die blutunterlaufenen Augen meines Kapitäns starrten mich an. Er war so heftig aufgesprungen, daß das Boot schwankte, und stand mit gestrafften Armen und weitgespreizten Fingern mir gegenüber.

Ich legte erkenntnislose Dummheit in meinen Gesichtsausdruck.

Er durchgrub mich förmlich.

Es gelang mir, ihn zu täuschen. Beruhigung floß sichtbar über ihn. Trotzdem schrie er unbeherrscht: „Was sahest du?“ „Blechköder“, erwiderte ich unbefangen. (Eine bestimmte Fischart fängt man hier mit leuchten-



„Du mußt »Verzeihung« sagen, bevor du einem Herrn auf das Gesicht steigst.“

den Blechschneipeln, die man an Schnüren weit hinter dem Boot herzieht.)

Er war außerordentlich zufrieden mit dieser Erklärung, schloß die Kiste ab und hängte sich den Schlüssel mit einer Kette um seinen faltigen Geierhals. Er tat dann so, als räume er im Boot auf, schob mich verächtlich von einer Ecke in die andere und murmelte mit gepreßter Stimme Flüche dabei. Als ich trotzdem schweigsam blieb, schüttelte er wie vor großem Abscheu den Kopf, sagte etwas über diesen „schwächlichen Sohn eines stinkenden Schakals“. Und ich war unvorsichtig genug, mich reizen zu lassen. Ich hüstelte gemacht. Mehr wagte ich nicht, mir zu erlauben. Aber da war es aus. Fortsetzung folgt



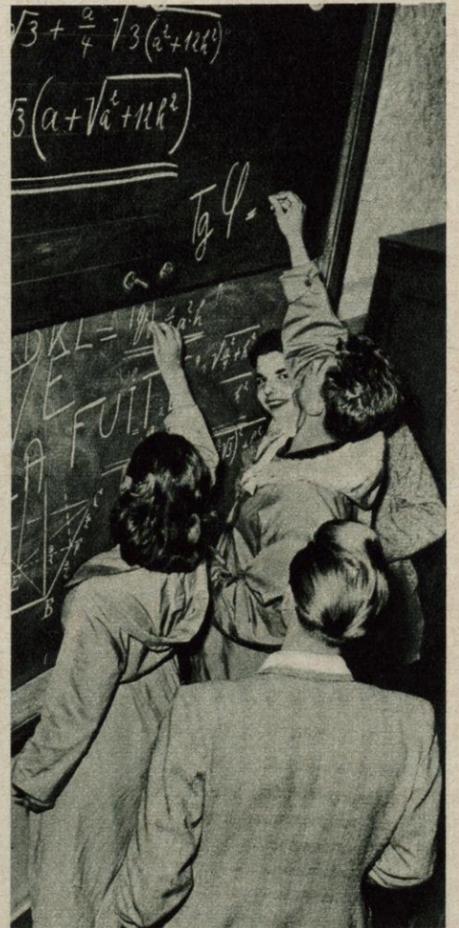
**Angenehm ist** es auch, wenn man so ein paar richtige Franzosen in der Klasse hat. Und wer gar einen französischen Freund bei sich wohnt hat, kommt nicht mehr in Schwierigkeiten bei den Hausaufgaben. Die anderen lassen sich die Hefte noch schnell auf der Schultertreppe korrigieren. Auch das ist „internationale Begegnung“. Schülersorgen sind doch in allen Ländern stets dieselben geblieben.



## Franzosen in Berlin

Französische Schüler besuchen deutsche Freunde.

Vierzehn französische Gymnasiasten trafen in Berlin (West) ein. Deutsche Schüler und Schülerinnen des Französischen Gymnasiums hatten sie eingeladen. Nun gehen sie mit ihren deutschen Freunden gemeinsam zur Schule, wohnen bei deren Eltern und fühlen sich (wie man auf den Fotos unseres Bildberichterstatters Erwin Seeger) sieht, sehr wohl. Nach dem Berliner Aufenthalt werden die jungen Franzosen ihrerseits die deutschen Schüler und Schülerinnen mit in ihre Heimat nehmen. Das alles begann mit ein paar kurzen Briefen, die man wechselte. Hoffentlich bleibt es nicht bei einem Besuch.



**Unangenehm ist** — so sagen die Berliner Jungen und Mädchen übereinstimmend —, daß die Franzosen alle so vorzügliche Mathematiker sind. Der Lehrer nennt sie immer als Musterbeispiel. Dabei können sie gar nichts dafür. Sie haben nur eine Naturbegabung für so etwas. Spielend lösen sie schwere Aufgaben.

**Arm in Arm** geht es durch die sehenswerte Stadt, wenn Hausaufgaben und Mathematik vergessen sind. So lernen sich Jungen und Mädchen aus verschiedenen Ländern kennen und verstehen und werden wohl nie wieder aufeinander schießen. Oder könntest du dir das vorstellen? Wir könnten es jedenfalls nicht.